

Inhalt

Vorwort 3

Angela Dellner-Aumann, Elly Geiger, Cumali Naz

Einführung 4

Dr. Ros Sachsse-Schadt

Begrüßung 5

Christian Müller

Referate

Fragmente oder Einheit?

Wie heute Identität geschaffen wird 7

Prof. Dr. Heiner Keupp

Wer ist ein Ausländer, wer ist ein Deutscher?

Von der Untauglichkeit solcher Kategorien im Zeitalter der Globalisierung 16

Prof. Dr. Elisabeth Beck-Gernsheim

Podiumsdiskussion

Identität als Verhandlungssache?

Fragen im Spektrum nationaler und ethnischer Zugehörigkeit 24

Dr. Isabell Diehm, Clemens Dannenbeck, Hans Lösch, Prof. Dr. Klaus Roth

Literatur 35



Vorwort

Angela Dellner-Aumann, Elly Geiger, Cumali Naz

Moderne Gesellschaften sind in sich hochgradig differenziert, Homogenität ist für sie weder grundlegend noch erreichbar, sie beinhalten in sich eine Vielzahl unterschiedlicher Lebensweisen und Lebensformen.

Dennoch sind wir als in der Migrationsarbeit und interkulturellen Arbeit tätige Praktikerinnen und Praktiker sehr häufig mit dem Phänomen nationaler und ethnischer Identitätskonstrukte konfrontiert. Nehmen wir als (vielleicht überzogenes) Beispiel die Unterstellung, dass jemand, der einen türkischen oder deutschen Pass besitzt, auch kulturell eindeutig ein Türke oder Deutscher zu sein habe und dass er, wenn er das nicht ist, ein vaterlandsloser Geselle oder Vaterlandsverräter sei. Dies ist so töricht wie gefährlich!

Aus unserer täglichen Arbeit wissen wir, dass das Deutungsangebot „ethnische Differenz“ gerade in der Migrationsarbeit zur Folge hat, die Menschen ethnisch zu „sortieren“, alltägliches Handeln und vor allem Konflikte zwischen den Menschen unterschiedlicher Herkunft durch diese „Brille“ zu sehen und dabei zu vergessen, dass diese Menschen neben ihrer ethnischen Abkunft und Zugehörigkeit auch etwa anderes sind und sein wollen: Kein Individuum ist mit seiner Kultur „allidentisch“. Jeder steht zu der Summe all jener Normen, Errungenschaften und Praktiken, die eine Kultur definieren, in einem anderen Verhältnis, abhängig von seinem Alter, Geschlecht und von seinem sozialen Status. Und jede Kultur verändert sich auch durch den Kontakt mit anderen Kulturen.

Identität ist im Hinblick auf individuelle und kollektive Befindlichkeiten in sich weltweit rasant verändernden Gesellschaften zu einem zentralen Begriff geworden, an dem sich viele Professionen abarbeiten.

Eine mit steigender Intensität geführte Debatte befasst sich mit der Frage, wie Menschen oder auch Gruppen zu einem Verständnis kommen, wer sie sind. Das Projekt Identität als ein abschließbares Projekt, das mir sagt, wer ich bin oder uns sagt, wer wir sind, scheint passé zu sein, weil immer neue Passungen, Verortungen, Orientierungen notwendig sind, um zurechtzukommen – und das lebenslang. Was ist passiert? Der Sturm der Globalisierung und Individualisierung fegt – fast – in jedem Winkel der Welt Traditionen, Gewissheiten, Verbindlichkeiten hinweg und damit die sozialen Bezugssysteme, auf die sich Identität reflexiv bezieht.

Die VeranstalterInnen Ausländerbeirat München, Kreisjugendring München-Stadt und die Stelle für interkulturelle Zusammenarbeit der Landeshauptstadt München verfolgten mit der Fachtagung Baustelle Identität das Ziel, zu klären, wie Identität heute geschaffen und politisch verwendet wird und wie aus der Sicht der unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen der Kontraktionsprozess von Identität gesehen und erklärt wird.

Gut 200 Anmeldungen zeigten, dass das Thema auf großes Interesse stieß. Dazu beigetragen hat sicher auch das ‚hochkarätig‘ besetzte Podium. Die Ihnen vorliegende Dokumentation beinhaltet die Referate und Kurzstatements der ReferentInnen sowie die wesentlichen Beiträge der Diskussion mit dem Publikum. Sie soll Gelegenheit zur Nachbereitung und zum Nachschlagen geben. Wir hoffen, die Dokumentation trifft auf Ihr Interesse und regt zum Weiterdenken an.

Sie können die Broschüre bei der Stelle für interkulturelle Zusammenarbeit und beim Kreisjugendring bestellen (E-Mail: mschuhbauer@kjr-muenchen-stadt.de).

Angela Dellner-Aumann
Stelle für interkulturelle
Zusammenarbeit

Elly Geiger
Kreisjugendring
München-Stadt

Cumali Naz
Ausländerbeirat München

Wie wird Identität geschaffen und politisch verwendet?



Einführung

Dr. Ros Sachsse-Schadt

Eine Vielfalt möglicher Definitionen kennzeichnet den Begriff der Identität, der von den verschiedenen Disziplinen, der Psychologie, der Soziologie und den Erziehungswissenschaften wie auch der Vergleichenden Volkskunde, zur Beantwortung von Fragen der Verortung des Individuums in soziale, gesellschaftliche und kulturelle Zusammenhänge benutzt wird.

Heiner Keupp beschreibt aus der Sicht des Psychologen das Modell der offenen, multiplen Identität, deren wichtigste Kennzeichen Vielheit, Verschiedenheit und Differenz ausmachen. Mit der Metapher des Patchwork macht er die Gleichzeitigkeit von verschiedenen Zugehörigkeiten, sei es in Rollen oder Gruppen, aber auch die Veränderbarkeit derselben sehr deutlich. Um in einer globalen und vernetzten, ökonomisch regulierten Welt bestehen zu können, müssen die Menschen selbst die individuelle „Passungsarbeit“ leisten und ihre „Selbsteinbettung“ vornehmen. Das bedeutet, dass sie sich aus dem „Gehäuse der Hörigkeit“ (Max Weber) befreien und ihren Identitätsprozess selbst steuern müssen. „Vorgefertigte Identitätspakete“, die als Sinnstiftung von außen angelegt sind, versteht Keupp als Angebot zur Lebensbewältigung. Jedoch der Einzelne sucht sich in der Vielfalt das Eigene, er muss sich seine innere Kohärenz selbst schaffen. Um diese Leistung zu erbringen, braucht der Mensch soziale, psychologische, aber auch materielle Ressourcen. Das Fehlen dieser Ressourcen hat demoralisierende Wirkungen. Daher nehmen viele Menschen Identitäten für sich an, die auf Ausgrenzung und Intoleranz basieren und defensiven Charakter haben. Identität sieht Keupp weniger als beschädigtes Konstrukt an, vielmehr als eines, das einer zeitgerechten Weiterentwicklung bedarf.

Elisabeth Beck-Gernsheim beschreibt aus der Sicht der Soziologie den Wandel der nationalen Identität in der globalisierten Welt, von der Vorstellung einer festen Kategorie hin zu einem immer unbedeutender werdenden Merkmal von Identität. Durch die zunehmenden Migrationsbewegungen verlieren Grenzen und nationalstaatliches Denken mehr und mehr an Bedeutung. Die Menschen pflegen mehr und mehr grenzüberschreitende Beziehungen, seien sie familiärer oder beruflicher Art. Es sind neue Lebenslagen und Identitäten entstanden, die Kulturen bewegen und miteinander verknüpfen. Andererseits verbindet sich in der staatsrechtlichen und politisch-sozialen Alltagspraxis unseres Landes mit der nationalen Zuschreibung eines Menschen mehr und mehr die Festlegung seiner Position auf der „Wohlstandsskala“. Auf den Punkt gebracht heißt das: „Nur ein armer Ausländer ist ein Ausländer“. Wenn es um Einwanderungsfragen geht, stehen zuallererst ökonomische Kriterien im Vordergrund.

Klaus Roth verfolgt als vergleichender Volkskundler einen phänomenologischen Ansatz. Im Gegensatz zu Elisabeth Beck-Gernsheim hält er den Begriff der kulturellen Identität, in dem nationale und ethnische Identität eingeschlossen sind, für eine entscheidende, das Individuum wesentlich konstituierende und nicht beliebig veränderbare Kategorie. Für ihn ist Identität auch immer gebunden an das kulturelle Umfeld eines Individuums, das eine Wahlmöglichkeit im Sinne Heiner Keupps gar nicht zulässt. Identität definiert sich für den vergleichenden Kulturwissenschaftler immer in der Relation zur Identität des anderen. Die Differenz wird damit zum entscheidenden Kriterium. Erst in der Reflexion über das Eigene, das Fremde und das Trennende kann es zu einer Verständigung kommen. Unter dem Begriff

der „interkulturellen Kommunikation“ versteht sich die vergleichende Volkskunde als wissenschaftliche Instanz zur Erarbeitung von Kriterien, die als Expertenwissen für diese Verständigung eingesetzt werden können.

Die Pädagogin **Isabell Diehm** übt aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive Kritik am Gebrauch des zum Konsens gewordenen Toleranzbegriffes im Bereich interkultureller Pädagogik zur Überwindung von Identitätsdifferenzen. Sie leitet historisch her, dass Toleranz eine vereinfachende Kompromissformel ist, hinter der sich ein deutliches Machtgefälle verbirgt. Deshalb eignet sie sich ihrer Meinung nach auch nicht als Ethos für die soziale Praxis als mittlerweile gefeiertes Allheilmittel für das soziale Zusammenleben. Im Gegenteil, Isabell Diehm sieht die Gefahr der Konstruktion neuer Gruppenidentitäten und Differenzen.

In der anschließenden Podiumsdiskussion werden die einzelnen Standpunkte diskutiert. **Clemens Dannenbeck** verweist darauf, dass Identität für ihn kein Bündel von Eigenschaften sei, sondern immer zwingend mit Differenz einhergehe. Es gibt immer einen Zusammenhang zwischen der Vorstellung und der Realität von Identität. **Hans Lösch** beschreibt insbesondere die Kontextabhängigkeit von Identität im Zusammenhang mit Identitätszwängen, die zu nicht verhandelbaren Festschreibungen führen kann. Für ihn ist das Moment der Sinnstiftung eine wesentliche Grundlage für Identität. Einen breiten Raum nimmt die Frage ein, ob ethnische und nationale Identität als Begriffe für einen politischen und sozialen Umgang tauglich sind oder eher einen kompensatorischen Stellenwert haben, indem sie zur Legitimierung anderer Probleme herangezogen werden.

Identität bedarf einer zeitgerechten Weiterentwicklung.



Begrüßung Christian Müller

Christian Müller

Vorsitzender des
Kreisjugendrings
München-Stadt

Spreche ich, wenn ich vom deutschen Fußball rede, wirklich noch vom „deutschen“ Fußball? Sie kennen wahrscheinlich alle dieses Plakat, wo der FC Bayern nur mit deutschen Spielern aufgestellt ist. International hat man festgestellt, dass es im Fußball zwei Sorten von Fußballprofis gibt: Da gibt es die europäische Identität und die nicht europäische Identität. Wenn man zu viele Nicht-Europäer einwechselt, hat man das Spiel verloren.

Das Beispiel führt uns direkt zur Politik: Es ist eine drängende Frage geworden: Wie gehen wir in Europa, in Deutschland und auch hier in München damit um, dass wir irgendwelche Hilfskonstrukte aus früheren Zeiten haben, an denen wir uns orientieren? Deutsch oder bayerisch? Unter bayerisch stellen wir uns dann meistens, wenn man unbefangen darüber redet, jemanden mit Lederhosen vor. Wir stellen fest, dass wir in unserer täglichen Arbeit damit konfrontiert sind, dass Jugendliche sich selber ihre eigene Identität basteln, zusammengesetzt aus ganz verschiedenen Stilen. Dabei haben sie ein ganz unterschiedliches Verständnis von Nationalität. Ich habe absichtlich das abgegriffene Wort der „Leitkultur“ nicht in den Mittelpunkt gestellt, weil es allzu sehr zum politischen Kampfbegriff geworden ist. Ich hoffe, dass wir in der folgenden, wie ich glaube, sehr spannenden Debatte weniger über politische Kampfbegriffe als über unseren Umgang mit der veränderten Welt sprechen werden.

Hier auf dem Podium möchte ich ganz herzlich begrüßen:

- Frau Professorin Dr. Elisabeth Beck-Gernsheim von der Universität Erlangen-Nürnberg,
- Herrn Professor Dr. Heiner Keupp von der Universität München,
- Herrn Professor Dr. Klaus Roth von der Universität München,
- als Moderator Herrn Winfried Krüger vom Deutschen Jugendinstitut, der uns durch die Veranstaltung führen wird,
- Frau Dr. Isabell Diehm von der Universität Frankfurt,
- Herrn Clemens Dannenbeck vom Deutschen Jugendinstitut,
- Herrn Hans Lösch vom Deutschen Jugendinstitut.





Fragmente oder Einheit?

Wie heute Identität geschaffen wird

Prof. Dr. Heiner Keupp

Ludwig-Maximilians-
Universität München
Institut für Psychologie

Ich werde Sie im Wesentlichen mit historischen, aber auch aktuellen Fragen von Identitätskonstruktionen konfrontieren und hoffe, dass das durch den weiteren Verlauf der Veranstaltung immer konkreter wird durch Beispiele oder Fragen aus unterschiedlichsten Forschungsprojekten.

Ich habe eine Folie an den Anfang gestellt, die für mich so etwas wie eine positive Utopie darstellt. Der Schreiber dieser Zeilen ist ein renommierter amerikanischer Politologe, Michael Walzer, und er beschreibt für mich, was eine offene, multiple Identität sein könnte. Und er beschreibt sich selber: **„Wenn ich mich sicher fühlen kann, werde ich eine komplexere Identität erwerben (...) Ich werde mich selbst mit mehr als einer Gruppe identifizieren; ich werde Amerikaner, Jude, Ostküstenbewohner, Intellektueller und Professor sein. Man stelle sich eine ähnliche Vielfältigung der Identitäten überall auf der Welt vor. Die Erde beginnt, wie ein weniger gefährlicher Ort auszusehen. Wenn sich die Identitäten vielfältigen, teilen sich die Leidenschaften.“**

Mein zweites Einstiegszitat stammt von dem amerikanischen Professor Richard Sennett. Er berichtet über amerikanische benachteiligte Jugendliche in den nord-amerikanischen Großstädten. Er hat beobachtet, dass viele dieser perspektivlosen Jugendlichen sich so etwas wie eine „reine“ Identität konstruieren, ein Phantasma einer reinen, einheitlichen, ungebrochenen Identität. Es ist ihr Versuch, auf ihre eigene Situation damit eine phantasmatische, eine imaginäre Antwort zu geben. Sennett beschreibt es so: **„Und wenn sich die Stadtviertel, Städte oder Nationen zu defensiven Zufluchtsorten gegen eine feindliche Welt entwickeln,**

dann kann es auch dazu kommen, dass sie sich Symbole des Selbstwert- und Zugehörigkeitsgefühls nur noch mittels Praktiken der Ausgrenzung und Intoleranz zu verschaffen vermögen.“

Multiple Identität ist hier etwas, was bedroht, was nicht möglich ist, was nicht gelebt werden kann. Und diese reinen, purifizierten Identitäten sind deshalb eine Zufluchtsburg – eine subjektive Zufluchtsburg – um einen hohen Preis. Im Spannungsfeld dieser beiden Aussagen könnte man das Thema „Identität“ heute platzieren. Es geht darum, auf eine ganz klassische Frage, nämlich: Wer bin ich, wer bist du – das ist die Frage der Identität – eine zeitgerechte Antwort zu finden.

Ich bin Psychologe. Wir Psychologen haben große Angst, wenn wir uns das Innenleben von Menschen anschauen, dass sie aus ihrer vielfältigen Erfahrung oder auch aus ihren vielfältigen Traumata kein inneres Bild ihrer selbst entwickeln können. Das ist ein Beispiel einer Psychose. All diese Kerne, die man da drin sieht, sind Erfahrungen, die Menschen machen, meistens – in diesem Fall – bedrohliche, negative Erfahrungen. Dann entsteht die Frage: Wie gelingt es Menschen, einen solchen Zustand der inneren Unverbundenheit von Erfahrungen zu vermeiden? Es ist mir wichtig, gleich am Anfang zu sagen: Es gibt einen riesengroßen Unterschied zwischen dem Konzept der multiplen Identitäten und der multiplen Persönlichkeit – das wird in den postmodernen Texten oft locker miteinander kombiniert. Es ist deshalb wichtig, weil der Zustand der multiplen Persönlichkeit ein wirklich aus dem Trauma, aus dem unverarbeiteten Trauma von Menschen entstandenes Persönlichkeitsmodell ist, wo die Teileinheiten, wie in diesem Schema, keine Verbindung mehr miteinander haben.

Wenn ich mich sicher fühle, werde ich eine komplexere

In einer Diplomarbeit konnten wir einmal eine Frau sehr genau interviewen: Sie hatte 27 Teilpersönlichkeiten. Wir haben mit neun dieser Teilpersönlichkeiten Interviews geführt, die wussten nichts voneinander.

In aller Regel liegen die Ursachen für diese multiple Persönlichkeit in einer ganz schweren, nicht verarbeiteten lebensgeschichtlichen Verletzung, wie zum Beispiel sexuellem Missbrauch.

Aber das kann es nicht sein, wenn es um multiple Identitäten geht. Multiple Identität ist ein deutlich anderes Konstrukt, da geht es darum, ob wir Vielheit, Verschiedenheit, Unterschiedlichkeit, Differenz in unserem Leben zulassen können. Wie wir das zulassen können, ob wir den Reichtum, der darin stecken kann, erleben können. Wir müssen uns aber, wenn wir das fragen, erst einmal mit diesem beschädigten Konstrukt beschäftigen. So heißt es ja im Titel dieser Veranstaltung. Ich habe lange darüber nachgedacht. Ist das Konstrukt der Identität wirklich beschädigt? Ich glaube, es ist nicht beschädigt, sondern es ist nur notwendig, es immer wieder zeitgerecht weiterzuentwickeln. Und in den Antworten, die der große Identitätsforscher Erikson gegeben hat auf die Frage, was eigentlich Identität sei, da taucht es auf, das Prinzip der Einheitlichkeit, der Kontinuität. Sind das Prinzipien, mit denen wir heute problemlos Identität beschreiben können? Oder sind das vielleicht Konstrukte, die schon ganz nah an diese purifizierte, an diese reine Identität hinführen, in denen Differenz, Widersprüchlichkeit, Ambivalenz gar nicht gelebt und akzeptiert werden können?

Viele Menschen haben den Wunsch, so etwas in der Tasche zu tragen: Ich habe es immer bei mir – die Identitätsbescheinigung, die es mal in der DDR gab. Es wäre doch etwas ganz Tolles, wenn wir irgendwas in der Tasche hätten, womit wir uns

selber gelegentlich überzeugen könnten, wer wir sind, und es anderen dann weiter erzählen könnten. Aber genau das ist die Schwierigkeit, mit der sich Menschen heute auseinander zu setzen haben: Es ist und bleibt nie so hundertprozentig eindeutig. Gerade in einer Gesellschaft, die von so einer starken Wandlungsdynamik bestimmt ist wie die unsere, wird man über Identitäten anders nachdenken müssen. Man wird sich fragen müssen: Wie schaffen es Menschen heute, mit dieser Verschiedenheit, dieser Unterschiedlichkeit zu leben und trotzdem nicht daran zu scheitern, trotzdem nicht zu diesen multiplen Persönlichkeiten zu werden?

Vor unserer letzten Bundestagswahl gab es einen sehr schönen Spiegel-Aufsatz: Jürgen Leinemann hat unseren damaligen Kanzlerkandidaten – inzwischen ist er ja Kanzler geworden – wie ich fand, sehr interessant geschildert, als einen Menschen, bei dem man nie ganz genau weiß, was ist Sein und was ist Schein. Er beschreibt die Ambivalenz von Sein und Inszenierung. Er beschreibt, dass Gerhard Schröder für sich wohl in Anspruch nimmt, so etwas wie Authentizität zu haben, wenn er sagt: **„Die Leute nehmen sehr genau wahr, ob jemand das selbst ist oder ob er der Schauspieler seiner selbst ist.“**

Jürgen Leinemann beschreibt Schröder als einen Mann, der immer beides zugleich ist, und stellt dann die Frage: **„Was ist da authentisch? Wo hört die primäre Lebenswirklichkeit auf? Wo fängt die suggestive Bilderwelt an?“**

Vielleicht gehört es zu der Voraussetzung von Stars, sich in diesem flüchtigen Ambiente zwischen Sein und Schein behaupten zu wollen. Dass sie keinen festen Wesenskern haben und über das so genannte Eigentliche hinter dem, was alle sehen, vielleicht gar nicht verfügen. Dann heißt es

weiter bei Leinemann: **„Gerhard Schröder kann keine Geschichten erzählen.“**

Wir würden sagen, das hat damit zu tun, dass er sein eigenes Leben nicht als eine einheitliche, mal stockende, mal schmerzliche und widersprüchliche Geschichte begreift, sondern als eine Anhäufung von Erfolgen. Schröder ist nicht hineingewachsen in sein Leben, er hat sich Stück für Stück seinen Teil geholt vom Haben und Sein der Gesellschaft.

Ich teile die Bemerkung von Leinemann nicht. Ich denke, Gerhard Schröder kann Geschichten erzählen, seine Geschichten. Und die haben natürlich eine ganz andere Charakteristik als die klassischen bürgerlichen Heldenepen, wo schon in die Wiege gelegt der große Wurf irgendwie erkennbar wird. Nein, Gerhard Schröder hat sich von ganz unten nach oben gearbeitet. Dieses schöne Bild am Bonner Kanzleramt, wo er sagt: Da will ich rein – das ist ja auch eine Geschichte, und zwar eine sehr eindrucksvolle Geschichte.

Wir müssen – so könnte man aus dieser Geschichte folgern – in unseren Köpfen überprüfen, welche Bilder wir haben für das, was gelungene Identität eigentlich sein könnte. Dazu brauchen wir immer Bilder; es drückt sich immer in Metaphern, in Bildern, in Geschichten aus. Und diese Geschichten sind wandelbar.

Gehen wir über vierhundert Jahre zurück. Da gab es einen Menschen, der die Idee der Patchwork-Identität praktisch längst erfunden hat: Der große adelige Renaissance-Mensch Michel de Montaigne. Er beschreibt sich selber am Beginn der Neuzeit in einer Art und Weise, wie es dann lange Zeit nicht mehr möglich oder üblich war. Er hat damals angefangen, sich selber zu beobachten, war einer der ersten modernen Menschen, die Selbstreflexion betrieben, es aufgeschrieben und für uns nachlesbar hinterlassen haben.

Er sagt: „Ich gebe meiner Seele bald dieses, bald jenes Gesicht, je nach welcher Seite ich sie wende. Wenn ich unterschiedlich von mir spreche, dann deswegen, weil ich mich als unterschiedlich betrachte. Alle Widersprüche finden sich bei mir in irgendeiner, den Umständen folgenden Form. Und von allem sehe ich etwas in mir, je nachdem, wie ich mich drehe. Und wer immer sich aufmerksam prüft, entdeckt in seinem Inneren dieselbe Wandelbarkeit und Widersprüchlichkeit ja in seinem Urteile darüber. Es gibt nichts Zutreffendes, Eindeutiges und Stichhaltiges, das ich über mich sagen oder gar ohne Wenn und Aber in einem einzigen Wort ausdrücken könnte.“ Und jetzt kommt der Patchwork-Gedanke: „Wir bestehen alle nur als buntscheckige Fetzen, die so locker und lose aneinander hängen, dass jeder von ihnen jeden Augenblick flattert wie er will. Daher gibt es ebenso viele Unterschiede zwischen uns und uns selbst wie zwischen uns und den anderen.“

Dieses Bild passt überhaupt nicht zu dem, was sich dann in der Moderne zunehmend als das Personenmodell herausgebildet hat, sehr stark bestimmt von dem, was Max Weber beschrieben hat als das „stahlharte Gehäuse der Hörigkeit“. Ein Personenmodell, bei dem Menschen, die Status und Anerkennung für sich beanspruchen, gezeigt haben, dass sie Tag und Nacht arbeiten, wie der berühmte Erfinder des Blitzableiters, der das Leben permanent von oben nach unten, von der ersten Sekunde seines Tages bis zur letzten, immer wieder prüft: „Habe ich denn gut gelebt und effektiv gelebt?“ Sie kennen das alle noch, wenn Sie ein bisschen bei Ihren Großeltern oder Eltern die Haltungen zum Leben nachprüfen, zumindest wenn Sie – so wie ich – aus



protestantischen Verhältnissen kommen. Da war es jedenfalls ausgesprochen stark. „Identitätszwang“ hat es später mal Theodor Adorno genannt. Aber es gab immer Leute, die abgewichen sind von dieser „Leitkultur“. Das ist nämlich auch eine „Leitkultur“, die Vorstellung, nur wenn du so lebst, lebst du richtig, ist dein Leben richtig gelebt.

Da gibt es zum Beispiel den großen Dichter Novalis, einer von diesen Querdenkern und Abwechslern. Er sagt: „Eine Person ist immer mehrere Personen zugleich. Der vollendete Mensch muss gleichzeitig an mehreren Orten und in mehreren Menschen leben.“ Ich war total überrascht, dass ein Mensch am Beginn des 19., Ende des 18. Jahrhunderts schon mit diesen amerikanischen „Plastikwörtern“ operiert hat. Er sagt: „Pluralismus ist unser innerstes Wesen.“ Das hatten die damals also offenbar auch schon drauf.

Der nächste Querdenker kommt langsam in die Gegenwart, es ist Friedrich Nietzsche. Was sagt Nietzsche von sich selber? Er sagt, er sei einer, dem bei der Historie nicht nur der Geist, sondern auch das Herz sich immer neu verwandele, und der im Gegensatz zu den Metaphysikern glücklich darüber sei, nicht eine sterbliche Seele, sondern viele sterbliche Seelen in sich zu beherbergen. Kann man ja auch in verschiedenen Himmeln mal ausprobieren, wo es einem am besten gefällt – das ist doch eine ganz angenehme Vorstellung!

Und an anderer Stelle formuliert er es so: „Die Annahme des einen Subjekts ist vielleicht nicht notwendig. Vielleicht ist es ebenso gut erlaubt, eine Vielzahl von Subjekten anzunehmen, deren Zusammenspiel und Kampf unserem Denken und überhaupt unserem Bewusstsein zugrunde liegt.“ Und weiter: „Das Subjekt als Vielheit“ – meine Hypothese: ein ganz zeitgemäßer Grundgedanke.

Nietzsche hat ja auch gedichtet und ein wunderschönes Gedicht geschrieben: „Scharf und milde, grob und fein, vertraut und seltsam, schmutzig und rein, der Narren und Weisen Stell-dichein. Dies alles bin ich, will ich sein, Taube zugleich, Schlange und Schwein.“ Auch Nietzsche war kein Mainstreamer, ein solches Gedicht hätte ihm ja sonst wahrscheinlich sehr geschadet. Jedenfalls kann man an diesen Querdenkern und Außenseitern sehen, was der Mainstream war. Der Mainstream hat sich in Ideen formuliert. Da war die Person etwas Stabiles, etwas Dauerhaftes. Und der Charakter war ein Begriff, den wir in unserem Fach inzwischen eher exkommuniziert haben, weil er auch diese Vorstellung transportiert, man habe eine innere Wesenheit, die auf Dauer angelegt sei. Und da hat eben jemand, wenn er Glück gehabt hat, einen guten Charakter. Jemand kann aber auch einen schlechten Charakter haben.

Das Hineinwachsen in die Gesellschaft war bis in die Gegenwart hinein ganz stark bestimmt von der Vorstellung, Menschen müssten sich in diesem Gehäuse der Hörigkeit einrichten. Sie müssten darin ihre Bestimmung entdecken und sich darin zurechtfinden. Das hat für viele Menschen bedeutet, Lebensvorstellungen, Fantasien von sich und was sie machen wollten, sich



identifizieren. Es geht darum, ob wir Vielheit, Verschiedenheit,

radikal zu verbieten. In sehr vielen Traditionen wird das auch in ritueller Form deutlich, wo zum Beispiel eine Frau, die kurz vor ihrer Verheiratung steht, noch einmal in einer bunten Tracht so richtig Abschied nehmen darf von der „wilden“ Jugend und dann in einem grauen Kleid zur Hochzeit antritt. Da wird sichtbar, was es bedeutet, in dieses Gehäuse der Hörigkeit einzuziehen und sich darin auch zurechtzufinden.

Klar ist aber auch, dass wir aus diesem Gehäuse der Hörigkeit heute beginnen auszuziehen. Das ist für viele Menschen alles andere als einfach. Es gibt gute Gründe, warum dies nicht nur eine Möglichkeit, sondern warum es auch objektiv gefordert ist.

Gegenüber all den vielen Menschen, auch sehr vielen Wissenschaftlern, die diesen Schritt in die Gegenwart oft mit Trauer begleiten, gibt es auch Leute, die dies ausgesprochen feiern. Da wir die Trauergesänge alle kennen, will ich sie Ihnen ersparen, will Ihnen aber sagen, was Vilem Flusser sagt, ein tschechisch-jüdischer Philosoph, der in Südamerika den Faschismus überlebt hat und der in den siebziger Jahren der große Philosoph des Medienzeitalters war. Er hat das Herausgehen aus so einem festen, stabilen Personenvorstellungskonzept gefeiert. Er hat es als „Akt der Befreiung“ bezeichnet. **„Wir beginnen“,** sagt er, **„aus den Kerkerzellen, die die gegenwärtigen Häuser sind, auszubrechen und uns darüber zu wundern, es so lange daheim und zu Hause ausgehalten zu haben, wo doch das Abenteuer vor der Tür steht.“** Flusser empfiehlt uns, auf stabile Häuser ganz zu verzichten und uns mit einem Zelt und leichtem Gepäck auf dieses Abenteuer einzulassen.

Die Frage ist, was man braucht, wenn man das überhaupt will. Die Entscheidung, ob man diese Nomadenexistenz als etwas Attraktives empfindet, sollten wir vielleicht noch jeweils selbst fällen dürfen. Aber man muss die Option haben können. Ich stelle die These in den Raum, dass sehr viele Menschen in unserer Gesellschaft die dafür notwendige Ausrüstung an psychischen, an sozialen, an materiellen Ressourcen nicht haben, um diesen Akt der Befreiung als Befreiung zu erleben. Und deshalb gibt es immer wieder die große Gefahr, sich zurückzuziehen in scheinbar gesicherte Häuser des Fundamentalismus, des Rechtsradikalismus, wo das eigentlich Attraktive genau darin liegt, dass einem versprochen wird: Wenn du bei mir bist, wenn du bei uns bist, dann hast du ganz klare Visionen, wo die Entwicklung hingehen soll. Deine Identität ist definiert und du hast nicht den Stress, jeden Tag beim Frühstück zu überlegen: Wer bin ich eigentlich?

Es ist überhaupt keine Frage, dass der Strukturwandel, der hinter dieser Entwicklung steht, diese Art der realen Dekonstruktion unserer Identitätsvorstellungen betreibt. Es ist der globalisierte Kapitalismus, so könnte man ihn vereinfacht bezeichnen, der sehr radikal über lokale, regionale Besonderheiten hinweggeht, der Menschenströme in Bewegung setzt und der genau mit dieser hochmobilen, flexiblen Dynamik ganz viele Dinge wirklich durcheinander wirbelt.

Einer der großen Theoretiker, der nach meiner Meinung eine besonders gute und treffende Analyse der Gegenwart geliefert hat, ist Manuel Castells, ein spanischer Soziologe, der in Kalifornien lehrt und forscht. Er beschreibt diese sich ändernde globalisierte, kapitalistische Gesellschaft als „Netzwerk-Gesellschaft“. Sie ist charakterisiert durch die große Bedeutung, die Wissen und Information bekommen.



Das ist die eigentliche neue zentrale Produktivkraft. Die neue Ökonomie ist hochflexibel, arbeitet in Netzwerken und nicht mehr in Strukturen, die durch klare, berechenbare, nationale Containerinstitutionen benannt werden können, sie ist grenzüberschreitend und natürlich unverändert kapitalistisch.

Ihre eigentliche Dynamik ist also nicht bestimmt von der Frage, wie es den Menschen gut gehen könnte, sondern wie man Rendite machen kann.

Und Castells beschreibt, nachdem er in drei dicken Büchern diesen Prozess sehr differenziert und eindrucksvoll dargestellt hat, was das für Menschen bedeutet, und ein einziger Satz aus seinem Werk soll das deutlich machen: Er spricht von einem „qualitativen Wandel der menschlichen Erfahrung“.

Die Konsequenzen dieser Netzwerk-Gesellschaft breiten sich über den gesamten Bereich der menschlichen Aktivität aus und transformieren die Art, wie wir produzieren, konsumieren, managen, organisieren, leben und sterben. Das Lieben fehlt vielleicht noch, aber das könnte man locker mit hineinnehmen, denn ich bin sicher, er würde auch das in diese Reihe hineinstellen.

Dieser sich ändernde Weltkapitalismus hat natürlich enorme Konsequenzen. Ich will dies nur an einem einzigen Bereich andeuten: der Arbeitswelt. Einer von drei Beschäftigten in den Vereinigten Staaten hat mit seiner gegenwärtigen Beschäftigung weniger als ein Jahr in der aktuellen Firma verbracht. Zwei von drei Beschäftigten sind in ihrem aktuellen Job weniger als fünf Jahre. Vor zwanzig Jahren waren in Großbritannien 80 Prozent der beruflichen Tätigkeiten vom Typus des Forty-Forty – eine Vierzig-Stunden-Woche über vierzig Berufsjahre hinweg. Heute gehören dazu gerade noch einmal 30 Prozent mit deutlich sinkender Tendenz.

und Differenz in unserem Leben zulassen können. Ob wir den



Die Konsequenz ist dramatisch: Kenneth Gergen, ein amerikanischer Sozialpsychologe, der eher positiv zu dieser Entwicklung steht, hat sehr eindeutig beschrieben, was diese Entwicklung, die ja nicht nur die Arbeitswelt betrifft, sondern die gesamte Lebenswelt der Menschen berührt und verändert, hat es als „Tod des Selbst“ beschrieben, jedenfalls jenes Selbst, das sich der heute allüberall geforderten Plastizität nicht zu fügen vermag. Er sagt: Es gibt wenig Bedarf für das innengeleitete „one style for all individuum“, also für dieses einheitliche Individuum. Solch eine Person ist beschränkt, engstirnig, unflexibel – wir feiern jetzt das proteische Sein. Proteus war der griechische Gott, der eine ganz grandiose Fähigkeit hatte, nämlich die Fähigkeit, jede von ihm gewünschte Gestalt anzunehmen, was toll ist. Aber er hat es erkaufte mit einem ganz besonderen Problem: Er hat nie herausgefunden, wer er eigentlich ist.

Wir feiern also dieses proteische Sein; man muss in Bewegung sein, das Netzwerk ist riesig, die Verpflichtungen sind viele, Erwartungen sind endlos, Optionen allüberall und Zeit ist eine knappe Ware.

Dieser neue Menschentyp, der hier gefeiert wird, ist natürlich ein Identitätsangebot. Wir erhalten, wenn wir die Medien von heute verfolgen, immer wieder Botschaften, dass es darauf ankommt, genau diese Art von Flexibilität und Plastizität zu entwickeln. Ich frage mich trotzdem, ob in dieser Idee des proteischen Menschen wirklich die Frage von Identität heute ausreichend bewältigt und beantwortet wird. Wir haben uns fast zehn Jahre mit dem Thema beschäftigt. Ich werde Ihnen keine Statistiken zu dem Befund vorlegen; ich wollte Ihnen aber wenigstens die Grundthese, auf die wir in unserem Projekt gestoßen sind, kurz vortragen.

Auf dem Hintergrund solcher nur ange-deuteter Entwicklungen gibt es tatsächlich eine ganz andere Anforderung an die Menschen in der Bewältigung ihrer Identitätsarbeit. Ein zentrales Kriterium für gelingende Identitätsarbeit bildet die Chance, für sich eine innere Lebenskohärenz zu schaffen. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es darauf an, dass Menschen die individuelle Passungsarbeit bewältigen, dass sie über die Fähigkeit verfügen zur Selbstorganisation, zum Selbst-Tätig-Werden oder auch zur Selbst-Einbettung.

Der Begriff der Einbettung hat eine traditionsreiche soziologische Debatte im Hintergrund. Anthony Giddens, der englische Theoretiker der Spätmoderne, sagt, ein zentraler Mechanismus dieser modernen Gesellschaft sei, dass sie die Menschen entbette, sie aus ihren gewohnten, vertrauten Orten herauskatapultiere und sie dadurch gezwungen seien, diese Art von Einbettung, die früher Menschen einfach vorgefunden haben, wenn sie zu bestimmten Schichten und Klassen gehörten, diese Selbsteinbettung als subjektive Leistung zu übernehmen. Das Gelingen dieser Identitätsarbeit bemisst sich für das Subjekt von innen am Kriterium der Authentizität – ein schwieriger Begriff – und von außen am Kriterium der Anerkennung.

Daraus kann man sehr komplexe Modelle ableiten. Ich will Ihnen zeigen, dass die Forscher, wenn sie viel Geld zur Verfügung haben, auch zu komplizierten Modellen kommen. Das müssen Sie nicht im Detail nachvollziehen. Ich möchte Sie aber auf zwei ganz wichtige Punkte hinführen: In diesem Modell sehen Sie das, was in all

meinen bisherigen Ausführungen schon enthalten war – große Pluralität von Erfahrungen in sehr verschiedenen Kontexten. Diese multiplen, oft widersprüchlichen Erfahrungen werden nicht durch irgendeinen Weltgeist geordnet, sondern das müssen wir selber tun. Wir müssen für uns herausfinden, was in dieser ganzen Vielfalt „unser Eigenes“ ist, was wir zu „unserem Eigenen“ machen wollen. Das Prinzip, damit handlungsfähig zu werden, steht natürlich absolut im Zentrum. Aber wir sind – übrigens vor allem durch die Empirie – darauf gestoßen worden, dass wir am Konzept der Kohärenz überhaupt nicht vorbeikommen. Aber ich weiß sehr wohl, dass es ein schwieriges Konzept ist, weil es vielleicht noch einmal die Idee der Einheitlichkeit, der inneren Geschlossenheit in Ihren Köpfen wachruft. Man muss darüber nachdenken: Welche Kohärenz von innerer Sinnstiftung wird es sein, die einer pluralen, widersprüchlichen, kapitalistischen Welt gerecht werden kann?

Ich habe vorhin schon mit dem Zitat von Sennett deutlich gemacht: Die purifizierte Identität, die sich sauber hält von allen Spuren einer real widersprüchlichen Gesellschaft, ist eine defensive Identität. Menschen entwickeln sie, um sich selber zu retten in einer Welt, die für sie wenig Chancen beinhaltet. Diese Art von Kohärenz kann es letztlich nicht sein. Es kann nur etwas sein wie eine „Kohärenz in Übergängen“, so hat es einmal der Philosoph Wolfgang Iser formuliert, die neuen Erfahrungen mit den alten in Verbindung bringen und in ihnen sich selber situativ zu definieren. Das kann natürlich bedeuten, dass wir über längere Zeiten sehr klar wissen, wer wir sind. Erikson hat dies aber nur für die Adoleszenz, für das Jugendalter vorgesehen. Da durften wir noch zweifeln, da durften wir noch experimentieren. Wir machen die Erfahrung, dass wir in jeder Lebensstufe im-





mer wieder auf die Frage stoßen: Will ich denn so weitermachen? Enthält das Konzept von mir all die Möglichkeiten, die ich mir irgendwann einmal vorgestellt habe? Wir sind eigentlich permanent mit dieser Identitätsarbeit beschäftigt. Wir müssen uns in diesen Prozessen trotzdem definieren als die, die vor zwanzig oder dreißig Jahren, bei mir vor 58 Jahren, auf die Welt gekommen sind. Da gibt es einen Faden, der immer wieder hergestellt wird, der erzählt wird. Wir erzählen uns Geschichten, in denen wir diese Art von Kontinuität und Kohärenz immer wieder in uns selber herstellen.

Die Verbindung meiner bisherigen Überlegungen zu dem, was bei dieser Tagung im Zentrum stehen soll, ist für mich die Frage, ob von außen angelegte, vorgegebene Kategorien, wie sie durch Ethnizität und Kultur definiert werden, für uns zentrale Orientierungen sind für die Art und Weise, wie wir uns als Personen definieren. Wir erleben immer wieder, dass es genau so gemacht wird. Jemand wird definiert darüber, dass er eine dunkle Hautfarbe hat; jemand wird definiert durch die Zugehörigkeit zu einer der beiden Geschlechtskategorien. Das sind die schnellen, von außen an uns herangetragenen Zuordnungen, die eingebaut werden in bestimmte Meta-Erzählungen, die man übernehmen kann.

Aber das hat für mich etwas von dem Identitätszwang, das hat etwas von dem Versuch, über solche Kategorien Berechenbarkeit und Eindeutigkeit herzustellen. Auf jeden Fall ist es notwendig, zunächst einmal hinzuschauen: Wie verorten und platzieren sich Menschen denn selber in diesen Identitätszumutungen?

Ich sehe meinen ehemaligen Doktoranden, Ilhami Atabay. Er kam vor vielen Jahren zu mir und sagte: „Du mit deiner Patchwork-Identität! Ich habe ein Feld, in dem

ich dir beweisen kann, dass es kein Hirngespinnst ist!“ Und dann erzählte er von den türkischen Jugendlichen, mit denen er im Freizeithaus zu tun hatte. Er wollte sie interviewen und versuchen herauszufinden, wie sie ihre Identität konstruieren. Ich habe gesagt: „Ilhami, ich glaube nicht, dass du da Erfolg haben wirst.“ Er hat mich total widerlegt. Er hat gezeigt, dass gerade Menschen mit interkultureller Erfahrung, wenn sie nicht total eingesperrt werden in bestimmte Lebensmodelle des Fundamentalismus, diese offenen, hybriden Konstrukte von sich selber mit einer Kreativität erzeugen, dass man sich nur wundern kann.

Aber wir wissen auch, dass es nicht einfach nur eine Kür ist, ein freies Spiel der Kräfte, dass jeder kann, wenn er will. Nein, es erfordert – und das ist mein abschließender Gedanke – relativ viele Ressourcen, um diese Art von eigenwilliger Kreativität hervorzubringen. Wahrscheinlich waren diese Fähigkeiten bei der Gruppe, die Ilhami untersucht hat, besonders ausgeprägt vorhanden.

Abschließend nenne ich das einfach „Ressourcen der Lebensbewältigung“. Was wissen wir darüber? Von welchen wissen wir, dass sie bedeutsam sind, um einen eigenständigen, eigenwilligen Weg für die Selbstdefinition zu wählen? Sie kennen vielleicht den Begriff des Urvertrauens von Erikson. Urvertrauen ist nach Erikson die Erfahrung, die Menschen machen, um sich überhaupt in ihrer Welt beheimaten und verorten zu können. Das ist die Erfahrung des Angenommen-Seins, des Positiv-Bejaht-Seins. Das müsste man erweitern und fragen, in welchem Sinn Menschen die Erfahrung machen, dass sie in der Kultur, in der Gesellschaft, in der sie geboren werden, aufwachsen, dass

man ihnen das Gefühl vermittelt: Du gehörst dazu. Das nenne ich das Urvertrauen zum Leben. Da kommen natürlich noch die ökologischen Fragen dazu. Bei vielen Heranwachsenden spielt auch das eine große Rolle, das Wissen, das Gespür dafür, dass die Welt, in der sie aufwachsen, tatsächlich eine lebenswerte Zukunft kollektiv zu Wege bringen könnte. Viele Jugendliche glauben daran schon längst nicht mehr.

Angenommen und aufgehoben zu sein, ist eine ganz basale Erfahrung. Wir haben bei unserer Gesundheitsstudie mit Migrant*innen herausgefunden, dass die Mehrheit von ihnen genauso problemvoll und problemfrei erwachsen wird wie ihre deutschen Altersgenossinnen und Altersgenossen. Aber in einem Punkt unterscheiden sie sich deutlich: bei dem Gefühl der Kohärenz und der Demoralisierung. Demoralisierung ist ein Gefühl, nicht wirklich herausgefunden zu haben, ob ich in der Welt, in der ich lebe, auch handlungsfähig sein werde, ob man mir eine Chance gibt, Dinge zu tun, die mir eine Verortung und Zugehörigkeit erlauben. Das ist der klarste Unterschied zwischen Migrant*innen und deutschen Jugendlichen. Darin steckt die Unklarheit in unserer Gesellschaft – um es sehr vorsichtig auszudrücken –, dass wir die Notwendigkeit einer Einwanderungs- und Zuwanderungsgesellschaft noch immer nicht begriffen haben. Deshalb verweigern wir auch den Menschen, die als Migranten zu uns kommen, die basale Zugehörigkeit und Anerkennung. Das ist ein sehr dramatischer Tatbestand.

Das Zweite ist natürlich ganz wesentlich das materielle Kapital. Die Zunahme der Kinder- und Jugendlichenarmut, die vor allem Migrationsfamilien trifft, hat natür-

lich enorme Konsequenzen für so etwas wie eine offene Identitätsarbeit. Materielle Ressourcen sind unabdingbar, um ganz bestimmte Formen der Zugehörigkeit in unserer Gesellschaft zu leben.

Das Dritte ist: Menschen brauchen so etwas wie soziale Ressourcen, soziales Kapital. Die Zugehörigkeit, die Menschen früher zu ihrer Herkunftsschicht erlebt haben, hat ihnen auch immer soziales Kapital vermittelt. Es war aber auch Zwangskapital – man musste damit zurechtkommen, mit dem Dorf, mit der Nachbarschaft, mit der Schicht, in die man hineingeboren wurde. Heute erleben die individualisierten Menschen immer stärker, dass ihnen auch soziales Kapital abhanden kommen kann. Nicht dass man es an der Börse verspekulieren könnte; aber man kann es durch zu geringe Investitionen in das Beziehungsfeld wirklich verlieren. Man kann damit ganz entscheidende Bedingungen verlieren, so etwas wie eine kreative, gelungene Identität zu erlangen.

Das Vierte ist: Menschen müssen heute die Fähigkeit entwickeln, Dinge auszuhandeln, Konflikte, Lebenskonzepte miteinander auszustreiten. Die sind nicht mehr fertig irgendwo abzuholen. Und genau diese Fähigkeit erfordert so etwas wie demokratische Ur tugenden, die in den Bildungseinrichtungen und in den Familien meiner Meinung nach längst nicht in ausreichendem Maße gelehrt werden. Sie erfordert Partizipationschancen, die Erfahrung, dass man auch real mitwirken kann bei den Dingen, die einen betreffen. Das sind meiner Meinung nach zentrale Voraussetzungen für diese Art von offener Identität.





Diskussion

Winfried Krüger:

Vielen Dank, Herr Professor Keupp.
Ich bitte Sie nun, Ihre Fragen zu stellen.

Eduard Wolf:

Ich bin früherer Mitarbeiter des Kreisjugendrings, jetzt Rentner, auch Opa und Mann. Inwieweit hat die Identitätsfindung nicht auch mit der philosophischen Frage nach dem Sinn des Lebens zu tun? Da gibt es ja viele Ansätze in der Religion, der Anthropologie, der Esoterik usw.

Heiner Keupp:

Sie haben völlig Recht. In dem Konzept der Kohärenz steckt dies im Grunde drin. Das ist ein Konzept, das wir in einer Variante verwenden, wie sie aus der Gesundheitsforschung kommt. Der israelische Wissenschaftler Antonovsky hat es schön formuliert. Da steckt ganz klar die Idee der Sinnstiftung und der Bedeutung drin, dass ich die Dinge lesen können muss. Ich muss eine Lesart finden für das, was mit mir in dieser Welt abläuft. Das ist Sinnfindung. Und es muss für mich bedeutsam werden. Dann habe ich nämlich die Chance, mich dafür zu engagieren, dafür zu kämpfen oder mich dafür einzusetzen, dass die Welt so wird, wie sie in meiner Vorstellung auch sein sollte. Das spielt eine ganz große Rolle und es ist der Kern dieser Kohärenzidee. Es gibt dabei aber auch ein Riesenproblem. Ganz bestimmte Kohärenzprinzipien drücken einen hohen Grad an Rigidität aus. Es ist kein Zufall, dass viele verzweifelte, orientierungslose Kids sich in einer rechten Szene auch

Lebenssinn abholen wollen oder ihn in religiösem Fundamentalismus suchen. Das Problem ist, dass sie dort genau die Art von Definition von sich selber und der Welt bekommen, die ihnen eigentlich die Selbstreflexion verunmöglicht und abschneidet.

Bei Jugendlichen – in der Jugendforschung kommt es schön heraus – kann man deutlich sehen, dass sie heute in einem Maß, wie es historisch nie der Fall war, selber herausfinden wollen, was für sie stimmig ist.

„Autonomismus“ nennen es die Jugendforscher. Auf die Frage „Glaubst du an den christlichen Gott?“ sagen fast 90 Prozent der Jugendlichen in Deutschland „Nein“. Wenn man aber ihre persönlichen Sinnkonstrukte anschaut, sieht man, dass darin durchaus eine ganze Menge religiöser Tradition enthalten ist. Aber sie sagen, dass sie es für sich herausfinden müssen. Das ist ein Teil dieses Identitätsprozesses.

Ilhami Atabay:

Meine Frage geht an die Adresse der Veranstalter. Ich denke, was vorhin als sehr schönes Phänomen angesprochen wurde – Anerkennung, Teil dieser Gesellschaft zu sein, als solcher auch in dieser Gesellschaft zu existieren – dieses Phänomen findet auch hier auf der Bühne statt. Ich habe die Namen der WissenschaftlerInnen, die mitdiskutieren, gesehen, sie sind alle Mitglieder dieser Mehrheitsgesellschaft. Und ich weiß, dass es inzwischen jede Menge Fachmensen, ProfessorInnen mit eigenem Migrationshintergrund gibt, die sich mit dem Thema „Identität“ beschäftigen und

auch im Stande sind, einiges dazu beizutragen. Auf dem hier versammelten Podium ist keine/keiner von diesen zu finden. Wir sollten bei uns anfangen; wir kritisch denkenden Menschen müssten uns an der eigenen Nase fassen, um uns das Phänomen genau anzuschauen.

Winfried Krüger:

Ich denke, die Frage kann in diesem Kontext nicht beantwortet werden. Aber das ist eine der praktischen Anregungen oder Resultate dieser Veranstaltung – und mit Sicherheit nicht die letzte!

Harro Honolka:

Ich arbeite an der Universität München, habe zu ähnlichen Fragen geforscht und bin im Arbeitskreis Migration der SPD. Außerdem bin ich werdender Großvater. Man muss sich hier ja outen über seine vielen Identitäten. Es ist sehr schwierig, alles zur gleichen Zeit zu sein; man kann der werdende Großvater sein, man kann Mitglied der SPD sein, man kann forschen, man kann Deutscher, man kann Münchner sein, man kann aber nicht alles zur gleichen Zeit sein. Das hat Herr Keupp schon angedeutet.

Für die migrationspolitische Fragestellung ist wichtig: Wann tut man eigentlich was? Wann verortet man sich eigentlich ethnisch, kulturell oder national? Ist es nicht so, dass die meisten kulturwissenschaftlichen, migrationspolitischen auch sozialpsychologischen Forschungen zeigen, dass in dem Moment, wo Einwanderung stattfindet oder Leute ins Ausland gehen und mit Menschen anderer Kulturen, anderer Nationen konfrontiert werden, zunächst zwangsläufig eine nationale oder ethnische oder gar religiöse Identifizierung stattfindet, die sonst vielleicht gar nicht stattgefunden hätte? Es findet übrigens nicht nur bei Deutschen typischerweise statt, dass sie als Erstes erfahren: „Hoppla, ich bin ja Deutscher!“ , wenn sie ins Ausland

gehen, da schief angedredet, mit „Heil Hitler“ begrüßt werden oder so etwas. Es zeigt sich auch bei Einwanderern, die beispielsweise aus der Türkei kommen, Großstädter waren, Sunniten. Plötzlich entdecken sie hier ganz neue religiöse und nationale Verortungen, an die sie früher überhaupt nicht gedacht hätten.

Meine Frage ist: Auch wenn das mit der Pluralisierung der Identitäten stimmt und auch wenn wir nachher von Frau Professor Dr. Beck-Gernsheim hören, dass es Globalisierung gibt, heißt das für eine migrationspolitische Konzeptbildung, dass wir auf solche Kategorien wie Nation, Ethnie, kulturelle Zugehörigkeiten verzichten können, weil wir das ja alles für eine ärgerliche Tatsache halten oder für sehr altmodisch? Müssen wir nicht darüber nachdenken, wie wir über diese Kategorien hinweg zu einer Verständigung und zur Problemlösung kommen?

Heiner Keupp:

Ich habe darauf keine einfache Antwort, aber ich greife zurück auf einen ganz wichtigen Gedanken, den man bei Norbert Elias finden kann. Der sagt: In jeder persönlichen Identität ist auch eine Wir-Schicht – so nennt er dies. Jeder von uns ist Teil einer kollektiven Gruppierung, aus der er kommt. Das spielt natürlich in unserer Sozialisation eine Rolle – und in unserer Selbstdefinition spielt es manchmal überhaupt keine Rolle.

Wir haben zum Beispiel Jugendliche Anfang der 90er Jahre befragt, als die ersten fremdenfeindlichen Eskalationen auf der Straße in Ostdeutschland stattfanden.

Wir haben herausgefunden, dass ungefähr 70–80 Prozent der von uns Befragten mit der Frage: „Was bedeutet es für dich, Deutsche/Deutscher zu sein?“ , herzlich wenig anfangen wollten. Wir haben sie ausdrücklich gefragt. Für einige hatte es einen überragenden Stellenwert. Daraus würde ich erst einmal schließen, dass die

Wir-Kategorie nicht automatisch mit einer nationalen Identität besetzt sein muss. Das kann für manche Menschen ihr Stadtviertel sein, das kann die Straße sein, das kann das Internet sein, in dem man ganz bestimmte Zugehörigkeiten in „Wir“-Formen ausdrückt. Ich denke, es bekommt immer dann den Charakter des Nationalen – auch mit der Sorge, was daraus werden könnte –, wenn Identitätspolitik aus einer hergestellten Konkurrenz zwischen den Kulturen bestritten wird.

Ich glaube nicht, dass wir uns automatisch und immer in unserer ethnischen Identität definieren müssen. Wir tun es in ganz bestimmten Punkten. In aller Regel dann – das kann man sozialpsychologisch auch gut herleiten – wenn Konkurrenzen hergestellt werden, wenn aus der Differenz der Unterschied gemacht wird, der dann bewertet wird in Kategorien von gut, böse, fremd, eigen. Fremd oder eigen ist ja noch nicht unbedingt eine Bewertung, es ist erst einmal nur eine Feststellung. Aber in dem Augenblick, wo aus Konkurrenzsituationen heraus diese „Wir“-Identitäten gegeneinander aufgeföhren werden, haben wir die Gefahr von Identitätspolitik.

Winfried Krüger:

Dieser letzte Aspekt, der sehr wichtig und kontrovers ist, wird sicher den Nachmittag begleiten und immer wieder auftauchen. Kommen wir nun zum zweiten Referat.





Wer ist ein Ausländer, wer ist ein Deutscher?

Von der Untauglichkeit solcher Kategorien im Zeitalter der Globalisierung

Prof. Dr. Elisabeth
Beck-Gernsheim

Universität Erlangen-Nürnberg,
Institut für Soziologie

Ich beginne mit einer kleinen Geschichte aus dem Forschungsalltag. Es geht um die Shell-Studie „Jugend 2000“, die im Frühjahr letzten Jahres herauskam. Während die vorangehenden Shell-Studien sich nur mit deutschen Jugendlichen befassten, wurde nun zum ersten Mal das Thema breiter angelegt: Es hieß „Jugendliche in Deutschland“ und bezog ausländische Jugendliche mit ein, ja gezielt wurde nach dem Verhältnis zwischen deutschen und ausländischen Jugendlichen gefragt.

So weit zumindest die Absicht. Doch bei der Umsetzung, nämlich der Durchführung der Befragung, stießen die Forscher auf unerwartete Komplikationen. Was war passiert? Um deutsche und ausländische Jugendliche zu vergleichen, mussten die Forscher die Jugendlichen entsprechend sortieren. Doch dies gelang, ach!, nur mit Mühen.

- So gab es eine Reihe von Jugendlichen, die sich selbst klar als Ausländer verstanden, obwohl sie nur noch den deutschen Pass besaßen und damit nach dem harten Kriterium des Staatsbürgerschaftsrechts keine Ausländer waren.
- Auf der anderen Seite störte sich ein großer Teil der angesprochenen „ausländischen“ Jugendlichen an dieser Etikettierung. Dabei fielen manchmal auch Bemerkungen wie „Diskriminierung“, „integrationsfeindlich“, ja „nationalistisch“, was der Gesprächsbereitschaft nicht gerade förderlich war.
- Viele Jugendliche mit Doppelpass, aber auch solche, die nur einen ausländischen Pass besaßen, reagierten mit Unbehagen auf die speziellen Fragenbereiche, die sich auf die Gruppe der Ausländer bezogen (Fragen nach Einreisezeitpunkt,

Einreisegründen usw.). Manche ließen solche Fragen demonstrativ unbeantwortet und setzten dagegen: „Ich **bin** Deutscher“ oder „Ich **fühle** mich als Deutsche“.

- Zur Illustration zitiert die Studie schließlich noch ein Gespräch zwischen einem „ausländischen“ Berufsschüler und seinem „deutschen“ Mitschüler. Der „Ausländer“ hat einen iranischen Pass, ist aber seit 14 Jahren in Deutschland zu Hause; der „Deutsche“ ist ein Aussiedler aus Kasachstan, seit zwei Jahren in Deutschland. Im Gespräch zwischen diesen beiden fiel der bezeichnende Satz: „Der Unterschied zwischen ‚deutsch‘ und ‚ausländisch‘ ist künstlich“.

Von all dem berichteten die Autoren der Shell-Studie etwas verschämt in Form einer nachträglichen Betrachtung. Die Unterscheidung zwischen „deutschen“ und „ausländischen“ Jugendlichen ist demnach in der Forschungspraxis auf massive Schwierigkeiten gestoßen – die Forscher bezeichnen sie im Nachhinein als forschungstechnisch gerechtfertigt, aber „äußerst unglücklich“.

Damit bin ich direkt beim Thema meines Vortrags. Ich will mich genau mit dieser Unterscheidung befassen, mit dem Gegensatzpaar hier „Deutsche“, dort „Ausländer“. Ich will zeigen, wie verbreitet dieses Gegensatzpaar in Deutschland immer noch ist – und wie es zunehmend „unglücklich“, ja falsch wird. Mein Grundgedanke lautet, dass dieses Gegensatzpaar der Realität zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht mehr entspricht, weil diese Realität immer stärker geprägt ist durch zunehmende Migration und die Ausbreitung transnationaler Lebensformen.

Das Gegensatzpaar hier „Deutsche“, dort „Ausländer“ entspr

Um diesen Gedanken zu entwickeln, gehe ich in zwei Schritten vor. Im ersten Teil steht die Frage im Zentrum: Wer ist ein Ausländer? Darauf folgt im zweiten die komplementäre Frage: Wer ist Inländer? In der öffentlichen Diskussion in Deutschland ist viel vom steigenden Ausländeranteil die Rede. Da die Argumente, die hier ausgetauscht werden, nicht selten emotional heftig aufgeladene Formen annehmen, empfiehlt sich an dieser Stelle zunächst ein Blick auf die Daten der amtlichen Statistik. Tatsächlich ist die Zahl der in Deutschland lebenden Ausländer deutlich gewachsen.

Ähnliche Entwicklungen, das wird an den Statistiken sichtbar, zeigen sich auch in anderen Ländern Westeuropas, auch für sie wird durchgängig ein wachsender Ausländeranteil verzeichnet. Interessant wird es erst, wenn man genauer hinschaut. Hier zeigt sich, dass der Ausländeranteil in Deutschland insgesamt höher liegt als in den meisten anderen Ländern Westeuropas.

Aber dieser Vergleich hat seine eigenen Tücken. Denn er tut, wovor das Sprichwort schon warnt, er vergleicht Äpfel mit Birnen. Hier muss man wissen, Ausländer sind nicht gleich Ausländer, vielmehr wird dieser Begriff in unterschiedlichen Ländern unterschiedlich gefasst. Genauer: Der Ausländeranteil eines Landes hängt auch vom jeweiligen Staatsangehörigkeitsrecht ab. Ein Land, in dem die Staatsangehörigkeit qua Geburt erworben wird (*ius soli*) oder in dem die Einbürgerung relativ einfach ist, ein solches Land hat per se einen geringeren Ausländeranteil als Staaten, in denen im Land geborene Kinder Ausländer

bleiben (*ius sanguinis*). Wie wir wissen, war das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht in diesem Punkt lange Zeit besonders restriktiv; selbst nach seiner Reform im Jahr 2000 ist es noch immer restriktiver als das Staatsbürgerschaftsrecht in vielen anderen Ländern.

Das hat zur Folge, dass der Kreis derer, die als Ausländer gelten, hier zu Lande vergleichsweise groß ist und viele Personen umfasst. So viel, auf wenige Sätze verkürzt, zu einem Thema, das man ausführlich abhandeln könnte unter dem Titel „Wie das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht Ausländer schafft“. Wenn in Deutschland heute Ausländer nicht nur der ersten, sondern auch der zweiten und dritten Generation leben, so ist dies nicht unbedingt, wie manche Politiker meinen, ein Beleg für deren geringen Willen zur Integration. Sondern es ist, dies mindestens ebenso, ein Produkt unseres Staatsbürgerschaftsrechts und seiner Hürden. In den USA dagegen würden die allermeisten aus dieser Gruppe der Ausländer längst als „Inländer“, sprich Amerikaner gelten.

Auch eine Folge des deutschen Staatsbürgerschaftsrechts ist, dass Ausländer in Deutschland eine in sich sehr heterogene Bevölkerungsgruppe darstellen. Denn unter dem Sammelbegriff „Ausländer“ werden die verschiedensten Personengruppen zusammengefasst – gleichgültig, ob sie in anderen Ländern oder gar Kontinenten geboren, ob sie in Frankfurt oder München geboren und hier aufgewachsen sind, gleichgültig auch, ob sie seit gestern

oder seit 30 Jahren hier leben, ob sie bald wieder gehen oder dauerhaft hier bleiben wollen. Ob Asylbewerber, Flüchtlinge, Arbeitsmigranten, ob Diplomaten, Manager, Gastdirigenten, ob Touristen, Au-pair-Hilfen, Studenten – sie alle sind, in diesem allgemeinen Sinn verstanden, „Ausländer“.

So weit zum offiziellen Sprachgebrauch. De facto steht ein anderer daneben, im Alltag wie in der Öffentlichkeit, wo der Begriff weitaus enger gefasst wird. Da spielt dann stillschweigend ein anderes Kriterium hinein, nämlich eine Verortung auf der Wohlstandsskala. Die Maßregel lautet: Je ärmer eine Person, desto eher wird sie als „Ausländer“ gesehen. Je wohlhabender dagegen sie ist, desto eher wird ihre Nationalität irrelevant, unsichtbar, vielleicht auch nicht mehr bedrohlich (für den Sozialstaat und unsere Steuerbelastung). So weisen verschiedene Autoren darauf hin, dass in all der öffentlichen Aufregung und Diskussion um die Zunahme der „Ausländer“ – und um all das, was an der Bedrohung mit ihnen assoziiert wird – stets nur eine bestimmte Gruppe von Ausländern gemeint ist, nämlich die, die arm sind (Flüchtlinge, Vertriebene, Asylbewerber und Gastarbeiter am unteren Ende der Betriebshierarchie). Dagegen wird bei solchen Äußerungen kaum an diejenigen gedacht, die zwar dem Rechtsstatus nach ebenfalls Ausländer sind, aber im Gegensatz zur ersten Gruppe wohlhabend, ja zur Elite auf dem Arbeitsmarkt zählen: also Manager und Computer-Spezialisten, Experten und Gastwissenschaftler, kurz die hochqualifizierten Fachkräfte, die sich zwischen den Ländern und Kontinenten bewegen und deren Zahl im Zeitalter der Globalisierung rasch steigt. Für sie gilt in der öffentlichen Diskussion: Diese Fremden meinen wir nicht. Wir meinen die anderen.



Es gibt demnach, bewusst zugespitzt formuliert, zwei Sorten von Ausländern, gute und schlechte. Davon werden die guten nicht eigentlich als Ausländer gesehen, eher als etablierte Bürger der Weltgesellschaft, als anerkannte Akteure der neuen kosmopolitischen Ordnung. Die schlechten dagegen (die Armen, Verfolgten, Unterprivilegierten) sind es, die im öffentlichen Blick als Ausländer auffallen. Das Wort „**Ausländer**“, schreibt Irene Runge, ist vielfach **„nicht deskriptiv gemeint, sondern verächtlich und ausgrenzend“**: Es wird im Alltagsgebrauch zum Synonym für Kriminalität, Drogenhandel, Sexualverbrechen und Missbrauch sozialer Leistungen. Auf diesen Bedeutungshorizont wird zurückgegriffen, **„wenn es um die Einschränkung des Ausländerrechts und um die Begrenzung des Anteils der ... nicht deutschen Bevölkerung geht.“**

Wo aber ein Begriff in so ambivalentem Sinne gebraucht wird – mal pauschal alle Ausländer meinent, mal nur bestimmte Gruppen von ihnen –, da müssen zwangsläufig Fehldeutungen und Missverständnisse entstehen. Da wird durcheinander geworfen, wer denn nun eigentlich gemeint ist, diese oder die anderen. Da blitzt plötzlich auf, dass man zwar allgemein von „den“ Ausländern spricht, aber im Kopf doch einen Unterschied macht, nämlich unter der Hand die Wohlstandsskala als Kriterium mit einschleibt.

Ein anschauliches Beispiel für die subtile Feindifferenzierung zwischen „Ausländern“ und „Ausländer“ ist die Besorgnis, in den letzten Jahren von deutschen Politikern immer wieder geäußert, über die geringe Zahl ausländischer Studenten in Deutschland. Die Attraktivität deut-

scher Hochschulen nehme ab, lautet die Klage. Schaut man aber die entsprechenden Statistiken an, so zeigt sich: Tatsächlich hat die Zahl der ausländischen Studierenden in den letzten Jahren erheblich zugenommen.

Gemeint ist im Grunde wohl anderes. Offensichtlich sind nicht alle gleichermaßen willkommen. Erwünscht sind vor allem die Studenten aus den hochentwickelten bzw. im Aufschwung befindlichen Ländern. Sie werden – so die Hoffnung – in späteren Jahren, wenn sie wieder in die Heimat zurückgekehrt sind, mit deutschen Firmen Geschäfte machen oder mit deutschen Wissenschaftlern kooperieren. So erklärten der frühere Wissenschaftsminister Rüttgers und der frühere Außenminister Kinkel in einem gemeinsamen Papier, viel zu wenig Studierende kämen insbesondere aus der wirtschaftlich boomenden asiatisch-pazifischen Region, aus den „Tiger“-Nationen Japan, Indien, Indonesien und Taiwan – das war im Sommer, bevor dort die Wirtschaftskrise begann.

Gegenüber Studenten anderer Herkunft wird dagegen weit weniger Aufnahmebereitschaft gezeigt. Im Gegenteil, sie erleben zahlreiche Hürden, wenn sie ein Studium in Deutschland aufnehmen wollen. Vor allem scheint die Furcht groß vor potenziellen Asylbewerbern, Sozialhilfeempfängern und Schwarzarbeitern. Trotz Zulassung an einer Universität haben besonders Studenten aus Osteuropa, Iran und Pakistan sowie aus akuten Krisengebieten wie Algerien und Nigeria Probleme, ein Visum für Studienzwecke zu bekommen. Auf der einen Seite also restriktive Zulassungspraxis, auf der anderen Seite öffentliche Besorgnis, den Mangel an ausländischen Studenten betreffend. Diese Diskrepanz macht nur Sinn, wenn man



als Subtext mitliest: Es gibt verschiedene Gruppen von Ausländern, die einen wollen wir, die anderen nicht. Nicht die Nationalität ist entscheidend, sondern das, was wir an wirtschaftlichen Chancen oder Belastungen erwarten.

Ich habe Ihnen ein zweites Beispiel mitgebracht für diese Feindifferenzierung entlang einer Wohlstandsskala. Da geht es um die binationale Heirat und um die Art, wie die Gesellschaft mit binationalen Ehen umgeht.

Schauen wir erst einmal in die Geschichtsbücher. Da sieht man: Binationale Eheschließungen sind nichts, was die Gegenwart erfunden hat – im Gegenteil, solche Ehen sind in der Geschichte durchaus bekannt, vor allem aus einer bestimmten Gesellschaftsschicht, aus dem Hochadel. Da gab es selten Ehen aus romantischen Gründen, sondern sie waren eher das Ergebnis ganz gezielter Politik. Wo es um Prinzen ging, um Prinzessinnen, um Erben und Erbinnen, da war immer die Frage der Partnerschaft ein wichtiger Baustein im strategischen Kalkül. Es ging um dynastische Zwecke, es ging darum, Allianzen zu schmieden, den eigenen Herrschaftsbereich zu festigen oder möglichst noch zu erweitern.

Bekanntestes Beispiel dieser Art war die Heiratspolitik im österreichischen Herrscherhaus. Zu Maria Theresia gibt es die berühmte Formel: **„Bella gerant alii tu felix Austria nube“** – auf Deutsch: **„Andere mögen Kriege führen – du, glückliches Österreich, heirate!“** Entsprechend wurden die Kinder aus dem österreichischen Herrscherhaus verheiratet, um ebendiese Allianzen zu schmieden. Dass dann der oder die Auserwählte – natürlich nach Staatsräson auserwählt, nicht nach privaten Herzensneigungen – aus einem fremden Herrscherhaus stamm-



ten, war nicht ein Hindernis, das war auch nicht anders zu besorgen, sondern ganz im Gegenteil, das war Teil des Kalküls. Das wurde über offizielle und inoffizielle Kanäle bewusst eingefädelt, verhandelt, zusammengehandelt.

Lassen wir die Herrschaftshäuser weg, betrachten wir stattdessen die ganz normalen Familien der Gegenwart. Wie sieht es da im Fall der binationalen Partnerwahl aus? Zunächst sind es in der Gegenwart die Partner selbst, Mann und Frau, die im Regelfall wählen, nicht mehr die Staatsräson, nicht mehr der adelige Familienverband. Wenn es nun zu einer binationalen Partnerwahl kommt – das zeigen unsere Untersuchungen –, reagieren viele der Eltern erst einmal mit ziemlich deutlicher Ablehnung bis hin zu massivem Widerspruch, mit anhaltendem Widerstand, wenn sie erfahren, dass der Sohn oder die Tochter jemand aus einem anderen Land oder gar einem anderen Kulturkreis heiraten will.

Aber die Reaktion ist deutlich milder und die Aufnahmebereitschaft um einiges größer, wenn der zukünftige Schwiegersohn oder die zukünftige Schwiegertochter aus einer angesehenen Familie stammt, viel Vermögen mitbringt und eine erfolgreiche Berufsposition aufweisen kann. Ein Beispiel: Wir nehmen an, dass die Eltern einer gewissen Königin Silvia – damals, als sie noch Silvia Sommerlath hieß – nicht gerade mit Entsetzen oder Empörung reagiert haben, als sie erfahren, wer der Bräutigam sei, auch wenn besagter Carl Gustav ein Schwede, mithin ein Ausländer war. Ich bitte Sie: Bei einem künftigen König – wer fragt da nach der Rubrik Ausländer? Fragen dieser Art tauchen offensichtlich nur dann auf, wenn der Auserwählte Sohn türkischer Gastarbeiter ist oder ein mittelloser Asylbewerber.

In einer Untersuchung aus Frankreich heißt es: Ich habe einen Architekten aus Marokko geheiratet. In diesem Fall ist es primär der Architekt, der geheiratet wird und nicht der Marokkaner. Ganz anders dagegen wäre es, wenn dieser Mann ein Farbiger aus dem Senegal wäre, der in Paris als Putzmann bei der Eisenbahn arbeitet. Der Sozialstatus des Individuums wird beurteilt, entlang einer hierarchischen Sympathieskala mit den Kriterien Nationalität, Hautfarbe, Religionszugehörigkeit. Das heißt selbst im ganz privaten Bereich stoßen wir wieder auf diese Wohlstandsskala, die unsere Wahrnehmung vielfach begleitet oder untergründig auch anleitet. Und die Formel heißt dann (ich mache es wieder ganz bewusst überspitzt und vereinfacht): Nur ein armer Ausländer ist ein Ausländer.

Nun zum zweiten Teil: Wer ist ein Deutscher? Ich beginne mit einem Blick auf Wirtschaft und Sport.

Dass deutsche Autos nicht unbedingt in Deutschland hergestellt werden, sondern oft ganz anderswo in der Welt, dass, allgemeiner gesagt, deutsche Markenartikel in Osteuropa oder Asien oder den USA zusammengebaut werden, wo Löhne und Sozialabgaben oder Steuern niedriger liegen – daran haben wir uns im Zeitalter der Globalisierung inzwischen gewöhnt.

Auch beim Sport finden wir längst ein die Länder und Kontinente überspannendes Beziehungsgeflecht. Im Sportteil einer großen Tageszeitung konnte man etwa vom „Babylon in Oberstdorf“ lesen, gemeint war das Sprachen-Pässe-Gemisch derer, die dort zu den Meisterschaftskämpfen der Deutschen (!) Eislaufer-Union antraten. Unter der Überschrift „Multi-

kulti-Liga“ berichtete dieselbe Zeitung vom Saisonbeginn in der Bundesliga, genauer von der Zusammensetzung der Mannschaften: Mehr als ein Drittel derer, die zum Spiel antraten, waren Ausländer – und inzwischen ist dieser Anteil noch weiter gestiegen. Dabei gibt es im deutschen Fußball eine so genannte Ausländerregelung, eine Art Quotierung: Im Profifußball dürfen in einem Punktspiel maximal drei ausländische Spieler pro Mannschaft eingesetzt werden. Doch daneben gibt es eine Sonderregelung, nämlich den „Fußballdeutschen“. Ein solcher ist, wer mindestens fünf Jahre, davon drei in Jugendmannschaften, aktives Mitglied eines Fußballvereins in Deutschland war.

Nun ist dieser Trend zum Völkergemisch durchaus nicht nur auf Deutschland beschränkt, vielmehr spielen ebenso deutsche Spieler unter anderer Flagge. Auch die Ursachen dieser Entwicklung sind hinlänglich bekannt. Je mehr der Sport, über Massenmedien verbreitet, zu einem Teil der Unterhaltungsindustrie wird und weltweit Zuschauer anzieht; je mehr damit Wirtschaftsinteressen und Werbestrategien seinen Rahmen vorgeben, desto mehr wächst der Drang namhafter Vereine, durch Einkauf anderer Spieler, woher auch immer sie kommen, die eigenen Erfolgsaussichten zu stärken. Kurz, wo das Geschäft zählt, wird die Nationalflagge mehr bis minder fiktiv.

So auch bei der letzten Fußballweltmeisterschaft, die 1998 stattfand: Viele der Spieler, die in den so genannten Nationalteams antraten, spielen im Alltag fern ihrer Heimat, vorzugsweise in Italien, England und Spanien, den Hochlohnländern des Fußballs. „Diese WM hat der Global Player bestimmt“, schrieb die Süddeutsche Zeitung dazu. Und die Frankfurter



Allgemeine Zeitung kommentiert den Trend zum nationenübergreifenden Fußball folgendermaßen: „Vereinsmannschaften sind bunter gemischt als die Brüsseler EG-Kommission. Überhaupt versinnbildlicht der Fußball einen Kontinent der Migration, auf dem hergebrachte nationale Eigentümlichkeiten zunehmend den Rang der Folklore bekommen ... Ohne peinliche Übertreibungen und künstliches Kriegsgeschrei können die Fans die Nationalmannschaften kaum mehr auseinander halten, so fiktiv sind die alten Grenzziehungen mittlerweile geworden.“

Im Zeitalter der Globalisierung werden die ethnischen Zuordnungen also zunehmend komplizierter. Und dies gilt nicht nur für Sport oder Wirtschaft oder die Mischung der beiden, sondern immer mehr auch für den Bereich der Familie. In anderen Ländern, aber auch durchaus in Deutschland, zeichnet sich unverkennbar ein Trend zu „bunteren“ Familienverhältnissen ab. Dazu einige Zahlen: Zunächst einmal zu den Eheschließungen: Im Jahr 1960 waren die, die in der Bundesrepublik heirateten, fast immer ihrer Staatsangehörigkeit nach Deutsche. Nur bei jeder 25. Ehe waren, wie es in der Sprache der amtlichen Statistik heißt, „Ausländerinnen oder Ausländer beteiligt“, d.h. mindestens einer der Partner hatte einen ausländischen Pass. Im Jahr 1999 dagegen war bereits jede sechste Eheschließung in Deutschland (Ost und West) eine „von oder mit Ausländern“, d.h. Mann oder Frau oder beide waren ausländischer Staatsangehörigkeit.

Ähnlich auch die Geburten: Im Jahr 1960 stammten die Kinder, die in der Bundesrepublik geboren wurden, fast immer aus einer im Sinne der Staatsangehörigkeit „rein deutschen“ Verbindung; nur 1,3 Prozent der Kinder, die hier geboren wurden, hatten einen ausländischen Vater und/oder eine ausländische Mutter, d.h. jedes fünfte Kind stammte nun aus einer deutsch-ausländischen oder ausländischen Verbindung.

Was diese – schnell wachsende! – Gruppe der Migranten und ihrer Familien angeht, stellt sich immer wieder das gesellschaftliche Zuordnungsproblem: Wo gehören sie hin, zu uns, zu den anderen, zu welchen anderen? Da hat man es mit bunten, beweglichen, mehrfach verwickelten Lebensläufen zu tun, die sich den etablierten Kategorien nicht einfügen wollen. Da begegnen uns Menschen mit exotisch klingenden Namen, fremd anmutendem Äußeren, mit anderer Hautfarbe und Haarfarbe, die alle Assoziationen von Ferne und Orient in uns anklingen lassen; und dann antworten sie plötzlich auf Bayerisch oder auf Schwäbisch, dann stellt sich heraus, sie sind aufgewachsen in Berlin-Kreuzberg oder in Duisburg; kurz, sie kehren unsere Erwartungen um, sie stellen unsere Normalitätsbilder in Frage.

Hinzu kommt der Anachronismus des Staatsbürgerschaftsrechts und die dadurch erzeugten Komplikationen. Wem welche Staatsbürgerschaft zusteht, regelt bekanntlich das jeweilige Staatsbürgerrecht. Wie schon gesagt, setzt dieses in Deutschland – mehr als in anderen Ländern – primär auf Abstammung, weniger auf Wohn- und Geburtsort und tatsächliche Lebensumstände. Im Zeitalter der großen Wanderungsbewegungen, der durch Massenmedien und Massenverkehr

geschaffenen kurzen Wege, der sich dabei herausbildenden „transnationalen sozialen Räume“, kann eine solche Regelung freilich die Lebenswirklichkeit vieler Menschen nicht mehr erfassen. Sie ist vielmehr geradezu prädestiniert, Paradoxien zu schaffen: Die neue Miss Germany sei Türkin, konnten wir z.B. vor einiger Zeit lesen.

Auch hier also begegnen wir wieder den Schwierigkeiten der angemessenen Begriffswahl. Ich habe vorhin gesagt, dass der Begriff „Ausländer“ alles andere als klar ist. Aber mindestens ebenso gilt, dass sein Komplementärbegriff, der „Inländer“, also der Deutsche, heute alles andere als klar ist. Während „Ausländer“ und „Inländer“ polare Gegensätze anzeigen, sieht die Wirklichkeit im Zeitalter der Globalisierung längst anders aus, viel vermischter, viel vielfältiger. Neben den „Gastarbeitern“, seit den 50er Jahren gekommen, und deren Nachfolge-Generationen sind hier vor allem die neuen Migranten zu nennen, die Pendler, die sich etwa im Wochen- oder Saisonrhythmus zwischen Herkunftsort und Zielgebiet bewegen. Diese Migrationsform hat sich insbesondere seit der Öffnung der Grenzen in Osteuropa entwickelt, wobei die Pendelmigranten die Ressourcen verschiedener ökonomischer Welten nutzen, nicht zuletzt das bestehende Lohn- und Kaufkraftgefälle.

Ob nun die früheren Arbeitsmigranten, ob deren Nachkommen, ob die Pendelmigranten, für alle gilt: Hier sind neue Lebenslagen, Lebensläufe, Identitäten entstanden, die sich zwischen den einzelnen Ländern bzw. Kulturen bewegen und sie gleichzeitig miteinander verknüpfen. Auf all dies sind wir im Denken, erst recht im politischen Handeln noch wenig vorbereitet. **„Einwanderungsprozesse haben in der Gegenwart oft ein anderes Gesicht als in der Geschichte“**, schreibt der Historiker Klaus Bade. **„Auswanderung**

war zur Zeit der ‚klassischen‘ ... Massenwanderung des 19. Jahrhunderts, und vordem erst recht, meist das definitive Verlassen des Herkunftslandes ohne die feste Absicht, jemals wieder auf Dauer dorthin zurückzukehren ... Einwanderung war, vice versa, die in der Regel dauerhafte Eingliederung im Bestreben, auch Staatsbürger des Einwanderungslandes zu werden. Zwischen diesen aus der Geschichte bekannten Eckpositionen von definitiven Aus- und Einwanderungsentscheidungen liegt im Wanderungsverhalten heute oft eine große Bandbreite von Zwischenstufen und Übergangszonen.“

Genau dieser Zwischenbereich ist auch der Ort der „transnationalen Migranten“, deren Lebensformen und Lebensperspektiven sich zwischen verschiedenen Ländern aufspannen. Während die Sozialwissenschaften meist noch vom Bild in sich geschlossener Gesellschaften ausgehen, also in Theorien befangen sind, die jede Gesellschaft als eigenständige und begrenzte Ganzheit begreifen; während in Deutschland das politische Projekt einer doppelten Staatsbürgerschaft, von der rot-grünen Koalition 1998 propagiert, alsbald auf verbissenen Widerstand trifft, daraufhin sogleich zurechtgestutzt wird; während die Staatsbürgerschaft hier zu Lande immer noch als ein exklusiver Status verstanden wird, so als laute das erste Gebot „Du sollst keine anderen Staatsangehörigkeiten neben mir haben“ – während all dies geschieht, hat sich die Realität längst weiterbewegt, in vielerlei Zwischenformen und mehrfache Zugehörigkeiten aufgefächert.

Längst gibt es erhebliche Gruppen von Menschen, für die das eingeforderte Entweder/Oder – sei Deutscher oder sei Türke, sei Deutsche oder sei Griechin – schlicht dem widerspricht, was den Kern

ihrer Erfahrung und ihres Lebensgefühls ausmacht. Das tägliche Leben dieser Einwanderer, so schreiben die Sozialwissenschaftlerinnen Schiller/Basch/Blanc, ist **„eingebettet in vielfache und dauerhafte Beziehungsnetze über internationale Grenzen hinweg und ihre öffentliche Identität umfasst die Beziehung zu mehr als einem Nationalstaat.“** Dabei ist ihre Herkunftsverbundenheit **„als Ergänzung, nicht als Widerspruch zu ihrer Niederlassung im Gastland“** zu begreifen. Hier sind neue Lebensweisen entstanden, von Wohnen bis Essen bis Freizeitverhalten, die charakteristischerweise die Gestalt von Mischformen annehmen: **„Es handelt sich nicht einfach um einen ‚Diaspora-Lebensstil‘, der getreu die sozialen Muster der Herkunftsgesellschaft reproduziert, und es handelt sich auch nicht einfach um die schrittweise Annäherung an den dominanten Lebensstil der Ankunftsgesellschaft.“**

Hier vermengen sich Anatolien und Stuttgart, Sizilien und Nürnberg, und in der Folge finden wir schwäbische Türken und italienische Bayern, die sich – mehr bis minder geschickt, mehr bis minder erfolgreich – in den transnationalen Räumen ihres Daseins bewegen.

Um die Komplexheit der neuen Verhältnisse wenigstens annähernd fassbar zu machen, hat sich in Wissenschaft und Politik inzwischen eine ganze Palette an neuen Begriffen und Differenzierungen herausgebildet, die vielfältige Zwischenstufen

anzeigen sollen, nicht zuletzt auch die falsche Polarisierung zwischen hier Inländern, dort Ausländern aufbrechen sollen. So ist die Rede nun von „einheimischen Ausländern“ und „fremden Deutschen“, von „Inländern mit fremden Pass“ und „Fremden mit deutscher Volkszugehörigkeit“, von „Bindestrich-Deutschen“, „Passdeutschen“ und – wie vorhin gesagt – von „Fußballdeutschen“.

In dieser Weiterentwicklung der Sprache kommt zum Ausdruck, was das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht, anachronistisch geworden, immer noch zudeckt.

„Deswegen entlarven paradoxe Begriffe eine paradoxe Situation“, schreibt Klaus Bade. Die **„Einwanderungssituation ohne Einwanderungsland“** schafft sich in der Sprache Raum.

Ob man nun die multikulturelle Gesellschaft anstrebt oder wütend bekämpft, egal auch, welche politischen Strategien man hier vertritt, ein Sachverhalt stellt sich als sicher heraus. Viele der Einheimischen sind nicht mehr nur einheimisch, viele der Fremden sind nicht mehr nur fremd. Kurz, die Grenzen zwischen Einheimischen und Fremden sind fließend geworden und sie werden, je mehr die Globalisierung fortschreitet, auch fließend bleiben.





Diskussion

Winfried Krüger:

Vielen Dank, Frau Beck-Gernsheim.
Ich bitte Sie jetzt um Fragen.

Helmut Gierke:

Ich arbeite beim Studentenwerk München und gehöre zu denen, die meinen, dass wir noch zu wenige Ausländer an der Hochschule haben, allerdings nicht aus den von Ihnen genannten utilitaristischen Beweggründen. Wissenschaft war immer international – man braucht Studierende, die hierher kommen, aber auch wieder zurückgehen und den internationalen Austausch verstärken. Ich wollte zu den Zahlen, die Sie für die ausländischen Studierenden genannt haben, etwas sagen. Wenn Sie aktuellere Zahlen verwenden, werden Sie feststellen, dass die Zahl der Studierenden, die aus dem Ausland kommen, deutlich gestiegen ist. Sie sollten bei diesen Zahlen auch unterscheiden zwischen Bildungsinländern und -ausländern. Denn wo soll der türkische junge Mann, der hier Abitur gemacht hat, studieren, wenn nicht in Deutschland? In Ihrer Zahl erscheint er unter den Ausländern. Da müsste genauer hingesehen werden.

Sylvia Bögl:

Ich arbeite im Jugendzentrum im SBZ Sendling, einer Einrichtung vom Kreisjugendring München-Stadt. Wir, die an der Basis arbeiten, haben gerade mit den Jugendlichen zu tun, die aus armen Schichten kommen. Probleme bereiten uns vor allem männliche Jugendliche, die bestimmte männliche Rollen einnehmen, die gegen Frauen losgehen. Dies geht zu Lasten von Mädchen und auch zu Lasten von Deutschen. Es gibt in den meisten Freizeithäusern, wie auch in meiner Einrichtung, mittlerweile nur noch zehn bis 20 Prozent deutsche Jugendliche. Viele Eltern sagen

offen: Ich lasse mein Kind dort nicht hin, es wird bedroht, es wird unterdrückt und so weiter. Und es stimmt. Man hat täglich mit Auseinandersetzungen zu tun. Für mich ist eine solche Veranstaltung dazu da, zu schauen, wie man eben genau mit diesen sozial Benachteiligten, mit diesen „Armen“, mit denen, die zu wenig Ressourcen haben, die ihre Gruppe brauchen, um sich hier durchzusetzen, arbeiten kann. Bislang gibt es diesbezüglich zu wenig Anknüpfungspunkte für mich.

Ich möchte ein gemischtes Publikum bei uns im Jugendzentrum haben, ganz viele Arten von Jugendlichen, weil ich es für alle Seiten extrem wichtig finde. Nationalität ist immer nur ein Aspekt der Identität, es gibt 100 andere Aspekte. Aber die Ausgrenzung geschieht momentan ganz stark durch ausländische Jugendliche. Auf ihrer Seite existiert momentan eine ausgeprägte Deutschenfeindlichkeit. Man sollte dies nicht herunterspielen, sondern sich trauen, die Problematik wirklich anzuschauen.

Ruth Seifert:

Meine Frage bezieht sich auf beide Referate. Ich arbeite in einem Forschungsprojekt des österreichischen Wissenschaftsministeriums mit dem Titel „Kriegserfahrung, Identität und Geschlecht“. Uns interessiert die Frage von Identitätsentwicklung auf dem Hintergrund von Kriegen. Auf dem Hintergrund unserer relativ kurzen Erfahrungen sind bisher zwei Aspekte interessant. Aus dem ersten Referat der Teil, in dem sie gesprochen haben über Identitätszwänge, Identitätszumutungen, über das Gehäuse der Identität, über die negativen Aspekte von Identität, und im zweiten Referat die Prognose der Auflösung nationaler Identität.

Wir sind mit Globalisierungsprozessen konfrontiert und könnten erwarten, dass sich nationale Zuordnungen auflösen. Da bin ich nicht so sicher. In den letzten zwei Wochen habe ich Interviews im Kosovo geführt. Die Frage war: Wie entwickeln sich Identitäten nach Kriegstraumata und nach Bürgerkriegserfahrungen? Wir haben Subjektivitätsformen und Identitätsmuster gefunden, die unter extremem Modernisierungsdruck und unter extremem Individualisierungsdruck stehen, aber in eine Kultur eingebettet sind, die keine Möglichkeiten zur Verfügung stellt, diese Individualisierungen tatsächlich auch zu vollziehen. Das bezieht sich auch auf die Kategorie Geschlecht. Man könnte auf dem Hintergrund auch sehr praktische Fragen ableiten, über Geschlecht in der Flüchtlingsarbeit, über die Möglichkeit, überhaupt herauszukommen aus diesen männlichen Identitätskonstruktionen. Die Situation würde ich so charakterisieren: Die vorhandenen Subjektivitätsdiskurse und die vorhandenen Identitäten sind völlig veränderungsresistent. Es gibt keinen Mechanismus in den Kulturen, der den Übergang zur Modernisierung und zur Individualisierung aus der Kraft der Kultur heraus zur Verfügung stellen könnte. Das muss von außen kommen. Ich denke, zum einen hat das ganz praktische Folgen für die Flüchtlingsarbeit; zum anderen aber frage ich mich, ob Identitätspolitik nicht auch etwas sehr Positives sein kann. Denn was die Leute wollen, ist eine lebbare Identität, ein Identitätsangebot, das handlungsfähig macht. Die ketzerische Frage in Bezug auf das zweite Referat ist: Ist es möglich, unter solchen Situationen und wenn ja wie, ohne die Konstruktion nationaler Identität so etwas zu Stande zu bringen? Welches Wir-Gefühl kann sich in dieser Situation entwickeln, das nicht nationale Prägungen hat?

Heiner Keupp:

Ich beginne mit einem Aspekt, den ich ganz wichtig finde, wenn man über Identität nachdenkt. Individualisierung heißt ja zunächst auch verlieren, aufgeben, hinter sich lassen können von Kulturen, die einbettend waren, innerhalb derer man über Rituale, über Rollen, über bestimmte wechselseitig geteilte Erwartungen sein eigenes Projekt einbetten kann. Zu guten einbettenden Kulturen gehört immer auch das diskursive Moment, dass man darüber verhandeln kann, dass man darüber reden kann. Was Sie gerade beschreiben, sind Kulturen hochdefensiver Art. Ich habe die vor Jahren kennen gelernt bei den Kärntner Konflikten mit der slowenischen Minderheit. Zu der Zeit hatte Herr Haider schon sein Spielchen begonnen. Man hat gesehen, wie ungeheuer schwer es ist, etwas wie eine offene eigen- und selbstbestimmte Identität zu entwickeln, wenn diese einbettenden Kulturen gefährdet sind oder zerstört werden. Da gehört die Sprache dazu, zweisprachige Schulen waren das Konfliktthema. Daran ist mir deutlich geworden, was das eigentliche Problem dieser posttraditionalen Gesellschaften wie der unsrigen ist, dass nämlich diese einbettenden Kulturen, die zu Eigenständigkeit, Eigenwilligkeit, Differenz ermutigen, in viel zu geringem Ausmaß da sind.

Die Frauenbewegung hat für viele Frauen der Generationen, die sie begonnen haben, eine ungeheuer wichtige Rolle gespielt, weil sie einbettende Kultur war für den Versuch, einen anderen Entwurf von Weiblichkeit zu entwickeln. Ich stelle manchmal fest – denn ich streite gelegentlich mit meiner Tochter darüber, die wie viele der 28-/29-jährigen Frauen ein bisschen auf die Müttergeneration herabschaut und sagt: „Diese kämpferischen Emanzen“ – dass diese einbettenden Kulturen für eine neue Art von Weiblichkeit heute nicht besonders gut dastehen und gefährdet sind. Wenn man das auf Ihr Beispiel Kosovo überträgt, dann würde ich sagen, dass dort einbettende Kulturen, in denen Identitäten im Übergang gestaltet und gelebt werden können, eigentlich fast unmöglich sind. Von daher glaube ich auch, dass die

Modelle überhaupt nur über die transnationale Schiene kommen können.

Elisabeth Beck-Gernsheim:

Sie haben meine Prognose angesprochen, dass die Grenzziehung zunehmend fließend wird. Ich glaube, Sie haben in einem Punkt Recht: Ich bin untergründig ausgegangen von einer Situation des Friedens. Wenn diese Annahme nicht stimmt, wenn also im Krieg ethnische Vertreibungen stattfinden, können Sie meine Prognose vergessen. Das würde ich sofort zugeben; aber ich würde den Ball ein bisschen komplizierter zurückspielen. Haben Sie Ihre Interviews in einem Flüchtlingslager geführt? Nein? Aber zumindest direkt in einer relativ nahen posttraumatischen Situation, wo die Erfahrung von Unrecht, was immer passiert ist, von verlorenen Angehörigen, von Vergewaltigungen, noch sehr hautnah ist; wir brauchen nicht viel Fantasie, um uns vorzustellen, dass da nicht gerade eine ethnische Öffnung – womöglich gegenüber dem früheren Aggressor – passiert. Aber wären dieselben Menschen, denen das passiert ist, aufgrund der Fluchtsituation nach Deutschland gekommen und würden sie hier zehn Jahre leben, dann sind Fragen wie: Wo gehörst du hin, wer bist du? nicht mehr eindeutig beantwortbar.





Identität als Verhandlungssache?

Fragen im Spektrum nationaler und ethnischer Zugehörigkeit

Winfried Krüger:

Das Podium: Frau Dr. Diehm ist nicht mehr in Frankfurt, sondern in Heidelberg. Herr Lösch ist in München am Deutschen Jugendinstitut ebenso wie Herr Dannenbeck, Herr Prof. Roth ist an der Universität München.

Wir hatten verabredet, dass jeder der vier ein kurzes Statement abgibt und sein Interesse zum Ausdruck bringt – bezogen auf das, was in der bisherigen Diskussion erkennbar geworden ist. Es wurde ja deutlich, dass das, was die Referenten aufgegriffen haben, nicht alle Interessen abdeckt, beispielsweise auch sehr konkrete Interessen aus der Praxis der Arbeitsplätze, die hier repräsentiert sind.

Isabell Diehm:

Ich will Ihnen eine These aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive vortragen und einige Erläuterungen dazu geben. Ich habe mein Statement überschrieben mit dem Titel „Identität in Zeiten erhöhter Toleranzerwartung“.

Wir alle kennen die überall formulierten Toleranzerwartungen. Toleranz erscheint als Allheilmittel, vor allem in der Politik und in den Medien. Toleranz ist das herausragende Erziehungsziel der interkulturellen Pädagogik, von der wir uns alle viel erhoffen. Ich möchte allerdings einen kritischen Blick auf dieses Erziehungsziel werfen, weil ich der Meinung bin, dass es zu einer Essenzialisierung von Identitätskonstruktionen beiträgt, und zwar deshalb, weil der Toleranzbegriff, wenn wir ihn analytisch betrachten, Strukturelemente enthält, die das Gegenteil von dem bewirken, was wir uns von unserer interkulturellen Pädagogik erhoffen. Toleranz ist in ihrer ursprünglichen Bedeutung, wie wir sie etwa seit den europäischen Religionskriegen kennen, eher eine Kompromissformel, eine Gewalt-

verzichtserklärung, als ein Ethos für das soziale Zusammenleben oder für die soziale Praxis. Der traditionelle Bedeutungsumfang des Toleranzbegriffes erstreckte sich ursprünglich auf religiöse Bekenntnisse und Fragen des Gewissens, der Überzeugungen. Diese waren auch immer revidierbar oder veränderbar. Man konnte sie mehr oder weniger frei wählen.

Toleranzforderungen bezogen auf religiöse Bekenntnisse heißt, ein Bekenntnis, eine religiöse Überzeugung zu dulden, sie anzuerkennen, hinzunehmen, obwohl ich sie im Grunde ablehne. Toleranz setzt voraus, dass ich etwas ablehne und mich dann quasi herablasse, es eben doch hinzunehmen, zu dulden, auf Gewalt zu verzichten. Insofern Kompromissformel. Deshalb steckt in Toleranz oder in Toleranzpraktiken immer ein Machtgefälle; der Aspekt der Macht ist ein ganz wichtiges Strukturelement. So weit zum Traditionellen.

Nun hat sich Toleranz verändert. Die Bedeutung von Toleranz hat sich verändert, und zwar im Horizont identitätspolitischer Forderungen, Erwartungen und Hoffnungen. Jetzt im Zeitalter des Multikulturalismus oder propagierten Multikulturalismus geht man davon aus, Toleranz sei als Ethos des Zusammenlebens zu sehen und auch in gewisser Weise zu feiern. Nun erstreckt sich Toleranz nicht mehr allein auf religiöse Bekenntnisse oder Überzeugungen, Gewissensfragen, sondern im Grunde auf die ganze Person. Auf die Differenz, die einer Person zugeschrieben wird – ob das ethnische Differenz oder Hautfarbe ist, ob das Religion ist, ob das Kultur-differenzen sind, Sprachdifferenzen, nationale Differenzen. Darin steckt meines Erachtens das Problem. Toleranz hat eine Erweiterung erfahren. Die Strukturmerkmale der traditionellen Bedeutung sind erhalten geblieben, aber jetzt richtet sich

das auf die ganze Person, das heißt in Zeiten, in denen wir im Multikulturalismus über Gruppenidentitäten nachdenken oder sie gar fordern im Zuge von Identitätspolitik, wird es schwierig, weil wir ganze Personen mit ihren Differenzmerkmalen, die ihnen zugeschrieben werden oder die sie sich auch selbst zulegen, tolerieren sollen. Wenn wir also Kinder dazu erziehen, Menschen anderer Hautfarbe zu tolerieren, heißt das – Sie merken schon, es ist wirklich paradox oder gefährlich – dass dieses Wesensmerkmal Hautfarbe, was nun totalisierend auf die ganze Person übertragen wird, zunächst abgelehnt wird oder jedenfalls als ablehnbar und insofern duldbar oder zu ertragen gelten wird. Mein Anliegen war, Toleranz zu überdenken, als Erziehungsziel für interkulturelle Pädagogik nicht so hoch zu hängen. Im Gegenteil, ich denke, wir müssen diese naive Gutgläubigkeit – das kann das Erziehungsziel für den Umgang mit Differenz sein – ablehnen, weil sie nämlich genau die Identitäten konstruiert und reduziert, die wir aus Sicht der Erziehung, der Pädagogik so nicht vertreten können.

Clemens Dannenbeck:

Ich habe mir vorhin zwei Punkte aufgeschrieben, und zwar erstens: Ich sitze am Frühstückstisch und denke über die Frage nach, wer ich bin. Ich glaube, dieses Bild ist schief, und zwar aus dem Grund, dass die Situation zu selten vorkommt. Sie bringt für meine Begriffe auch nicht das auf den Punkt, worum es bei Identität geht. Identität ist immer eine Relation, ein Verhältnis. Identität ist kein Bündel von Eigenschaften. Genau das transportiert das Bild, dass ich mir am Frühstückstisch überlege: Wer bin ich? Im Gegensatz zu früher hat sich viel verändert. Das heißt, was ich in meinen Rucksack hineintun werde, ist mehr als früher, ist differenzierter,

unterschiedlicher, passt vielleicht nicht zusammen. Aber ich habe immerhin am Schluss den Rucksack und kann damit einigermaßen beruhigt in die Welt hinaus. Ich denke gerade daran, was dann draußen in der Welt passiert. Da passiert Identitätsarbeit und daran sind mehrere beteiligt. Verhältnis heißt immer, dass mehrere Instanzen beteiligt sind. Es hat also nicht nur etwas mit mir zu tun. Man soll auch Ross und Reiter nennen, also die Beteiligten. Zum Beispiel ist auch eine Pädagogik beteiligt, eine interkulturelle Pädagogik. Da ist niemand ausgenommen, auch nicht, wenn man vermeintlich hehre Ziele wie Toleranz etc. vor sich herträgt.

Punkt zwei, den ich ansprechen wollte: Ich bin kein Großvater – ich sage das nicht nur wegen des Gags, sondern weil mir sehr wichtig ist, dass Identität immer zwingend einhergeht mit Differenz. Ganz gleich, was ich für mich reklamiere, heißt das immer, eine Aussage darüber zu treffen, wer oder was ich nicht bin. Ich bin natürlich nicht ganz frei in dem, was ich für mich reklamiere und deswegen kommt immer auch Macht ins Spiel. Definitionsmacht? Wer kann in welchen Situationen festlegen, wer ich bin oder inwieweit kann ich überhaupt in unterschiedlichen Kontexten, in unterschiedlichen Situationen festlegen, wer oder was ich bin?

Ich will noch ganz kurz eine Hintergrundinformation geben. Wir haben im Westend eine Untersuchung mit Jugendlichen gemacht. Das Westend ist ein ethnisch heterogenes Stadtviertel, jedenfalls ist es als solches bekannt. Wir sind darauf gestoßen, weil einerseits das mit der Identität immer komplexer wird und wir andererseits versucht haben, in den Blick zu nehmen, dass nicht nur die Pädagogik an dieser Identitätspolitik kräftig Anteil hat, sondern auch die Wissenschaft selber. Das betrifft auch uns selbst in der Art,

wie wir uns die Fragen stellen, in der Art, wie wir die Jugendlichen ansprechen. Davon hängt auch ab, welche Antworten wir von den Jugendlichen bekommen.

Klaus Roth:

Ich bin am Institut für Volkskunde der Universität München, wo wir zusammen mit der Völkerkunde den Studiengang „Interkulturelle Kommunikation“ aufgebaut haben, der immerhin derzeit trotz Numerus clausus 600 Studenten hat. Das heißt, das Interesse, das zentrale Anliegen der Studenten an dieser Thematik ist der Umgang mit Differenz. Kulturwissenschaften haben es an sich, dass sie in empirischer Form den Alltag anschauen: Was passiert wirklich? – Wir haben heute viele Entwürfe gehört, ich will nicht sagen Utopien. Herr Keupp hat seinen Entwurf sogar als utopisches Modell vorgestellt. Wir aber schauen auf die Realien, darauf, was im Alltag wirklich passiert. Und da sind mir ein paar Dinge aufgefallen, die zur Sprache gebracht werden sollten.

Was Identität und den Umgang mit Identität betrifft, möchte ich zwischen drei Begriffen unterscheiden: Dem Können, dem Wollen und dem Müssen. Das Müssen – das ist nur in einem Nebensatz von Herrn Keupp angedeutet worden – ist die Zuschreibung von außen. Über das, was mir von der gesamten sozialen Umwelt auf den Leib geschrieben wird, haben wir noch viel zu wenig geredet. Wir haben von Zwängen, von Identitätszwängen gesprochen, aber die Kulturwissenschaft würde sagen, dass die „ascribed identity“, die zugeschriebene Identität, mindestens genauso wichtig ist wie die „assumed identity“, die ich mir selbst auswähle am Frühstückstisch vielleicht oder vielleicht auch nicht. Meistens eben in der Differenzbegegnung. ►



Wir haben uns heute also sehr viel mit dem Wollen beschäftigt. Das ist sicher ein wichtiger Aspekt, obwohl auch vielleicht nicht jeder die Wahlfreiheit hat, jeden Beruf zu ergreifen.

Als Kulturwissenschaftler interessiert mich aber auch die Frage des Könnens: Kann ich denn überhaupt jede Identität annehmen?

Ich bin seit 30 Jahren bikulturell verheiratet. Ich denke, ich habe ein bisschen Erfahrung mit dem Balkan und verstehe nach 30 Jahren etwas davon. Aber ich erlebe nach über 30 Jahren Verheiratetsein mit einer anderen Kultur, mit einem anderen Land heute noch täglich Überraschungen. Wohlgemerkt: Dieses Verheiratetsein hat natürlich eine weibliche Basis. Meine Frau kommt aus Bulgarien und könnte hier ganz anders aus der Schule plaudern, was es heißt, 30 Jahre in einem Land zu leben wie Deutschland.

Ich möchte also zwischen diesen drei Dingen unterscheiden. Kann ich denn überhaupt in eine andere kulturelle Identität schlüpfen, sehe ich das oder zwingt mich die Umwelt dazu? Wenn wir die Identitätsfrage auf diese drei Sockel stellen, kommen wir zu ein bisschen realistischeren Ergebnissen. Ich bin sehr dankbar für den Hinweis, dass Identität eine Relation ist. Sie ist nicht ein Bündel von Eigenschaften, welche auch immer. Es ist immer so, dass ich der bin, der ich bin. Das setzt voraus, dass jemand anders nicht so ist wie ich. Das klingt simpel. Aber das Eigene setzt das Fremde voraus. Das Fremde setzt das Eigene voraus. Diese Relation muss uns ganz bewusst sein. Denn daraus folgt nämlich auch politisch, wie ich damit umgehe. Hat es denn Sinn, all diese Identitäten mit einem multiplen Identitätsgulasch aufzulösen? Unsere Auffassung in der Interkulturellen Kommunikation ist: Nein. Denn jeder muss sich identifizieren, indem

er das andere erst einmal als different sieht. Das kann die Differenz zwischen Geschlechtern, zwischen Berufen, zwischen Vereinen und natürlich auch zwischen Kulturen und Nationen sein.

Unsere Frage ist eine andere. Wie gehe ich, wenn es diese Differenz gibt, angemessen und mit einer gewissen Ehrfurcht damit um? Das ist es, was wir im Studiengang Interkulturelle Kommunikation versuchen.

Es ist vielleicht bezeichnend, dass Herr Keupp in seinem Referat Männer wie Montaigne, Nietzsche und Novalis zitiert hat. Er könnte sicher noch eine ganze Reihe von Personen zitieren, die alle in ähnliche Richtungen argumentiert haben, die gesagt haben, ich kann vieles sein, ich kann dies sein, ich kann das sein. Wunderbar, dass sie es können. Aber alle diese Herrschaften haben eines gemeinsam, um Frau Beck-Gernsheim zu zitieren: Sie kommen alle aus der oberen Schicht, aus der Elite. Sie haben alle einen gewissen Bildungshintergrund und einen gewissen sozialen Hintergrund. Der Punkt ist aber, dass ich im Umgang mit Differenz in München nicht nur mit Mitgliedern der neuen oder alten Elite zu tun habe, sondern mit anderen Leuten.

Aus Sicht der interkulturellen Kommunikation kommt es auf Folgendes an (und diese Eigenschaft, diese Fähigkeit ist nicht jedermann gleichermaßen gegeben): die Fähigkeit der Relativierung. Die Fähigkeit, reflexiv zu sein über das eigene Selbst. Die Fähigkeit, die eigenen Werthaltungen, die eigenen Normen, die eigenen Vorstellungen zu relativieren. Das heißt, auch anzuerkennen, dass man es anders machen kann. Dass man pünktlich oder auch zu spät kommen kann. Dass man verschiedene Register hat – das ist eigentlich interkulturelle Kompetenz. Reflexiv zu sein, scharf zu beobachten und die Fähigkeit, Register zu haben. Das Register, das ich habe, wenn ich in Bulgarien bin, ist ein

anderes Register als das, was ich hier habe. Und da hilft auch keine globale Wischi-Waschi-Gleichmacherei, sondern das angemessene Register, die Fähigkeit, Register zu wechseln.

Zu den angesprochenen Identitäten: Ich habe etwas balkanische Zeitvorstellungen – vielleicht möchte ich damit andeuten, dass Kultur nicht immer nur eine Sonnenscheinsache ist, sondern auch manchmal weh tut. Das heißt, man merkt Kultur und Fremdheitsdifferenz dann, wenn es gegen die eigenen Normen und Wertvorstellungen verstößt.

Was die Identitätsdimensionen betrifft, würde ich rekurren auf das, was Herr Keupp vorhin sagte, er hat nämlich interessanterweise bei den Teilidentitäten solche Dinge wie Beruf und Freizeit gebracht. Ich möchte deutlich sagen: Es gibt Hierarchien. Es gibt Sachen, die für mich zentral sind, und Dinge, die sind peripher. Auf den peripheren Ringen der Zwiebel kann man multipel sein. Aber sprechen Sie mal einen, der aus Südosteuropa kommt, auf die zentralen Dinge an. Dieser Aspekt der Hierarchisierung der Elemente der Identität ist ganz wichtig.

Zur Frage von Teilidentitäten: Wir gehen alle von Teilidentitäten aus, die kompatibel oder kompatibel zu machen sind. Es ist kompatibel, Bayer zu sein, Hochschulprofessor zu sein und für Bayern München Fan zu sein. Aber die Frage ist, ist es auch kompatibel, ein türkischer Muslim zu sein und deutscher Staatsbürger oder Mitglied in einem oberbayerischen Verein, der eigentlich nur für Honoratioren des Ortes zugänglich ist?

Ein letzter Punkt. Auf der einen Seite sehen wir heute eine große Fülle von Auflösungen, Auflösungen von Horizonten, Auflösungen von Identitäten. Sie beziehen sich zum großen Teil auf die neuen, modernen

Global Players, die Eliten. An der Basis sehen wir als Kulturwissenschaftler ganz andere Entwicklungen, die genau in die entgegengesetzte Richtung gehen. Wir sehen eine weltweit zunehmende Ethnisierung, die interessanterweise durch moderne Medien wie Satellitenfernsehen und Internet gefördert wird. Wir sehen eine Verschärfung des Ost-West-Gegensatzes in einer doch nach Harmonie und Vereinigung strebenden Welt. Wir sehen eine unendliche Zunahme der Regionalisierung, des Regionalbewusstseins gegen die Europäische Union. So sehen wir viele andere Gegenbewegungen – als Realisten müssen wir beide Seiten im Blick behalten.

Hans Lösch:

In Anbetracht der Zeit möchte ich kein eigenes Statement abgeben, sondern versuchen, mein Interesse an der Thematik entlang an Punkten zu entwickeln, die heute schon gefallen sind. Ganz kurz zu Heiner Keupp. Auch wenn er sich jetzt vielleicht missverstanden fühlt, habe ich ein Interesse herausgelesen: „Wer bin ich eigentlich?“ Die Antwort auf die Frage dürfte am Eigentlichen scheitern. Es wird keine klare Antwort darauf geben. Wir müssen uns mit der Frage „Wer bin ich jeweils?“ bescheiden. Am Ende der Versuch, gibt's nicht doch noch eine Möglichkeit aus den vielen Jeweils, addiert oder integriert, so etwas wie eine Eigentlichkeit neu zu gebären? Und dass diese vielleicht auch notwendig ist, um nicht zur multiplen Persönlichkeit zu werden, sondern eine multiple Identität aufrechtzuerhalten. Ich denke, dass eine solche nicht ohne Vorentscheidungen zu haben ist, dass wir so eine endgültige Antwort nur mit vielen Jeweils bekommen. Wie das gehen soll, weiß ich nicht. Einerseits haben sich alle mehr oder weniger verabschiedet von der Eigentlichkeit der Identität, der Geschlechtsebene, Klassenebene, der ethnischen und nationalen Ebene. Aber

irgendwie scheint es darauf anzukommen, nicht einfach Großvater zu sein, sondern man muss eine darüber hinausgehende Identität dazu haben. Am Frühstückstisch oder wo auch immer. Man muss sich nicht nur einen Reim, sondern auch einen sinnhaften daraus machen. Das machen wir alle auf unsere Art. Aber jetzt kommt es darauf an, wie wir das tun. Wir streiten uns dafür, was sinnvoll ist, was nicht. Ich kann mir die Frage vorlegen und für mich Antworten finden. Dann stelle ich fest, es kommt nicht darauf an, ob ich Handwerker oder Akademiker bin und mich auch so definiere, sondern jeweils auf die Umstände. Es gibt Situationen, und zwar weltweit, wo einem bedeutet wird, was wirklich zählt. „Wer zahlt's?“, fragt Polt.

Worauf es ankommt, wird nicht ein für allemal kategorial bestimmt, sei es vom Staat, von einem Lehrer oder von der Universität. Aber in bestimmten Kontexten stelle ich plötzlich fest, dass das, was hier ohne weiteres verhandelbar, vielleicht strittig ist, woanders nicht verhandelbar ist, z. B. an Grenzen. Nehmen wir das Beispiel von Beck-Gernsheim, wenn auch sehr verkürzt. Es ist in diesen Zeiten obsolet geworden, klare Grenzen zu ziehen zwischen nationaler und ethnischer Identität. Und dann stellen wir fest: Es ist Luxus, das zu sagen. Allenthalben werden Nationalität und Ethnizität beschworen, einmal hochgehalten, das andere Mal problematisiert und kritisiert – aber als Grenzziehung zwischen Menschen faktisch nicht in Frage gestellt. An solchen Grenzen wird nicht nur verhandelt, ob man rein kann oder rauskommt, sondern auch entschieden, wann geschossen wird. Es gibt Verhältnisse, die man beim Namen nennen muss, wo eben nicht mehr verhandelt wird.

Es gibt Situationen, wo der Zwang die Identität bestimmt. Mir wird dann gesagt, ►

dass es nicht auf mein Denken ankommt, auf das, was mir wichtig ist, welches meine Bedürfnisse sind und ob die in diesem Kontext etwas zählen.

Trotz des partiellen Ausstiegs aus dem Gehäuse der Hörigkeit gibt es eine objektive Wand, ob in der Sozialarbeit, in der Universität oder in den Betrieben. Dort ist es eben nicht einfach verhandelbar, was jemand ist, sondern dort wird, zumindest für eine bestimmte Zeit festgeschrieben, was zählt. Jetzt ist keine Pause, sondern jetzt ist Realität, das hast du zu tun. Diesen Zusammenhang sollte man nicht vergessen.

Vielleicht noch ganz kurz zur Frage, ob wir uns von solchen nationalen und ethnischen Kategorien verabschieden können. Ich sage ja und nein. Ja, indem wir annehmen, dass diese doch gar keine zentralen Kategorien mehr sind, wie wir uns zu sehen haben. Wir haben uns global zu sehen. Gleichzeitig sage ich nein. Wir können uns davon nicht schlicht verabschieden, weil uns tatsächlich immer wieder aufs Neue klar gemacht wird, was zählt. Das ist der Punkt. Diese Dialektik, dieses Zusammenhang zwischen dem, was ich mir so vorstelle, was ich bin, was ich für einen Sinn sehe im Leben und dem, was davon wann wirklich zählt und was ich davon praktisch geltend machen und durchsetzen, was ich mir dafür kaufen oder welchen Nutzen ich daraus ziehen kann. Diese Spannung, die sollten wir vielleicht behalten.

Clemens Dannenbeck:

Herr Roth sagte, es wird inkompatible kulturelle Differenzen geben, vielleicht für einen Türken oder Schwarzen, bei Bayern München zu spielen, nicht aber irgendwo in Niederbayern. Das glaube ich nicht! Es kommt auf den Kontext an und es wird von den Beteiligten inkompatibel gemacht. Deshalb denke ich, wie es auch in der Überschrift über dieser Podiumsdiskussion heißt, Identität ist Verhandlungssache.

Es wird immer verhandelt. Die Kultur besteht immer aus dem, wie sie in einer bestimmten momentanen Lesart, in einem bestimmten Kontext und in einer Situation festgeschrieben wird.

Isabell Diehm:

Ich fand es sehr wichtig, was Herr Lösch gerade ausgeführt hat. Es betrifft die Frage, ob man einerseits wählen und sich entscheiden kann oder eben nicht. Das war auch mein Versuch, die Frage der Erziehung ins Spiel zu bringen. Welchen Beitrag leistet Erziehung oder Pädagogik, sei es nun auf der Ebene der pädagogischen Praxis oder der Ebene der Wissenschaft, wenn es um die Festschreibung von Merkmalen geht, aus denen man nicht so einfach aussteigen kann, die man nicht so einfach wählen kann? Hier besteht auch der Zusammenhang zur Identitätspolitik. Wenn Minderheitengruppen, Frauen, Schwarze, Schwule, aufgrund von jahrhundertelanger Diskriminierung den Spieß umdrehen und sagen: „Die Merkmale, die ihr uns zugeschrieben habt, die ihr auf unsere ganze Person bezogen und als Grund für Diskriminierung benutzt habt, drehen wir um unter dem Aspekt der ‚affirmative action‘ und fordern soziale Anerkennung ein.“ In dem Moment, wo man daran die Toleranzforderung knüpft, führt das zu dem paradoxen Effekt, dass ich wieder die ganze Person, nun positiv gewendet, festschreibe. Dann kann ich am Ende nicht mehr aussteigen aus dieser Zuschreibung, dieser Essenzialisierung.

Hans Lösch:

Ich möchte noch etwas ergänzen. Es klingt immer sehr leicht: Der Zusammenhang und das Verhältnis ist wichtig! Ich glaube, da können wir uns sehr schnell einigen. Aber wie benennt man es, dieses Verhältnis? Wo gibt es den Zusammenhang zu dem, was ich vorher gesagt habe, zur Sinnfindung oder zum Reim, den sich die Menschen darauf machen wollen, auf ihre Verluste oder auf ihre Erfolge? Wie geht das? Wie läuft so etwas? Dazu ein kleines Beispiel. Ich mag Auto fahren, weil ich noch eins habe. Deswegen muss man aber nicht schon gleich von „unseren“, sprich „deutschen“ Interessen



am Golf reden! Dieser Übergang muss ja irgendwie trainiert sein, das ist ja kein Automatismus. Die Bekundung „unsere Interessen am Golf“, deutsche oder europäische, steht ja nicht für einen unschuldigen Satz, sondern für das Einverständnis, dass eine Regierung dafür einiges in Szene setzt bis hin zu Panzern und Flugzeugen, wenn es sein muss. Und dann gibt es noch so etwas wie eine nationale Identität, eine ethnische oder eine zwischenstaatliche. Bevor ich eine Identität entwickelt habe, habe ich schon eine mit meinem Pass. Es gibt also eine Identitätsbescheinigung zu einem Zeitpunkt, wo ich mich noch gar nicht entschieden habe, was ich überhaupt für mich als Sinn sehe. Es gibt einen Zusammenhang zwischen dem Auto und „unseren“, „meinen“ Interessen am Golf. Wenn dies zutrifft und keine oktroyierte Geschichte ist, heißt das: Ich bin einverstanden damit, dass es so ist als Deutscher. Diese kleine Geschichte soll zeigen, dass Identität keine unschuldige Kategorie ist.

Klaus Roth:

Ich wollte lediglich auf das Problem hinweisen, dass Identität immer erst in Frage steht und empfunden wird als solche, wenn Sie in Bereiche kommen, wo Dinge nicht mehr kompatibel sind. Es geht darum, dass das Problembewusstsein im Zentrum stehen muss. Aber mir geht es noch um etwas anderes. Kultur wird heute von vielen vor sich hergetragen wie eine Ikone und niemand weiß genau, was es eigentlich ist, auch die meisten Kulturwissenschaftler nicht. Es gibt ja über 150 verschiedene Definitionen. Wenn wir stattdessen sagen würden, das sind jene Orientierungen, jene Werthaltungen, jene Normen, jene Praktiken, die wir uns im Laufe unserer Sozialisation und Enkulturation im Wesentlichen angeeignet haben, dann wird es operationalisierbarer als das schwammige Wort

Kultur. Dann stellt sich nämlich heraus, dass mit dem Kulturbegriff durchaus etwas angefasst werden kann und Differenzen erkannt werden können. So kann ich sie in den Griff bekommen. Das ist im Wesentlichen das, was wir in der Interkulturellen Kommunikation machen.

Ich bin dankbar für das, was vorhin zum Toleranzbegriff gesagt wurde. Wir haben bei uns eine ganz ähnliche Auffassung des Toleranzbegriffes. Auch ich würde diese ganzen Konnotationen sehen. Was wir heute brauchen, ist eine generelle Akzeptanz von Differenz in verschiedensten Kategorien. Wir müssen lernen, in unserer Gesellschaft mit Differenz jeder Art angemessener umzugehen.

In den historischen Vielvölkerstaaten gab es vielfältige soziale Mechanismen, die es kompatibel machten, dass ein muslimischer Türke mit einem christlichen Bulgaren, mit einem promachischen, muslimischen Bulgaren, mit einem Juden und Armenier über Jahrhunderte friedlich zusammengelebt hat. Es waren vielfältige soziale Mechanismen, die das osmanische Reich, das übrigens wesentlich toleranter war als viele das heute sehen, hervorgebracht hat. Die Frage, die wir uns stellen müssen, ist: Haben wir denn in unseren Gesellschaften schon diese ganzen sozialen Mechanismen entwickeln können? Ich meine, dass vieles noch ausgehandelt werden muss.

Winfried Krüger:

Vielleicht darf ich das, was Sie angedeutet haben, Herr Roth, aufgreifen und die Wissenschaftler fragen, ob wir vielleicht die Ebene, die durchaus sehr spannend ist, verändern und das Beispiel aufgreifen, das vorhin aus dem Publikum kam: Jugendzentrum, Albaner oder Kosovaren, männliche Jugendliche und die Schwierigkeit, im Alltag mit den Problemen, die dort entstehen, zurechtzukommen. Ist es ein Beispiel, das nur am Rande in diese Diskussion ge-

hört, weil es vielleicht auch noch andere Wurzeln hat, oder ist es ein Beispiel, das hierher gehört, allerdings sehr schwierig ist und vielleicht deshalb von den Vieren am Tisch umschiffet wird?

Hans Lösch:

Sicher gehört das rein. Nur wie? Ich denke, dass der Hinweis, wir machen hier die Knochenarbeit, während andere darüber diskutieren und verhandeln können, ein bisschen schief ist, auch wenn ich es nachvollziehen kann. Ich halte es aber trotzdem für schief, weil das immer wieder kommt und sehr kultiviert ist, in unserer Gesellschaft zu sagen, die einen diskutieren und die anderen müssen die Scherben aufkehren. Das sagt der Gefängniswärter auch und es ist auch sehr authentisch. Nur warne ich davor, Knochenarbeit gegen das Sprechen darüber auszuspielen, das eine als Gütesiegel hochzuhalten, das andere als Luxus zu schmähen.

Aber zu der Sache selber. Es ist schwierig, mit den Menschen, die in irgendeiner Form Opfer geworden sind, Opfer im Hinblick darauf, dass sie die Situation, in der sie sich befinden, nicht gewollt haben, zu arbeiten. Aber das ist keine Geschichte, glaube ich, keine Schwierigkeit, die man dadurch umschiffet und sagt, wir müssen nur das Paradigma, unsere Perspektive ändern. Wie etwa: Wir arbeiten jetzt nicht mehr geschlechtsspezifisch. Ich erinnere nur an die verschiedenen Etappen der Jugendarbeit. Welche Wimpel hat sie in ihrer Geschichte nicht hochgezogen? Antikapitalistische, proletarische, geschlechtsspezifische Jugendarbeit? Männerarbeit ist auch geschlechtsspezifisch, aber mit einer Variante, jetzt Interkulturalität als das Mittel der Wahl. Ich warne davor, wir werden den nächsten Wimpel irgendwann hochziehen und der soll es dann wieder bringen.



Es ist bereits die Antwort auf die Frage, wie wir mit den jeweils gefundenen Lösungen und Entscheidungen umgehen, die wir in institutionellen Zusammenhängen für einigermaßen tauglich befunden haben. Wir machen mit, solange es finanziert oder bis gesagt wird, ihr müsst euch etwas anderes einfallen lassen, ihr müsst jetzt einen anderen Begriff dafür finden. Ich warne davor, dass die Probleme eben dadurch nicht geringer werden, dass man sie umformuliert oder sagt, wir haben jetzt eine andere Leitlinie dafür. Leitlinien gibt es für das Geschlecht, Leitlinien gibt es für die Ethnizität, für die Interkulturalität. Leitlinien sind wichtig, ich will sie nicht madig machen. Aber wir sollten dabei im Auge behalten, dass es schon andere gegeben hat. Schauen wir uns die jeweiligen Folgen solcher Entscheidungen und Paradigmen an. Da wird man feststellen, bei dem einen heißt es, Identität ist das Wichtigste, was es gibt. Vielleicht ist es aber dann doch nicht so wichtig. Wenn ich etwa ganz konsequent Interkulturalität aufs Papier schreibe, im Wimpel führen will, dann heißt das, ich quotiere auf Teufel komm raus jedes Freizeitheim, dass es dem nationalen oder ethnischen Spektrum im jeweiligen Stadtteil entspricht. Ob das gut ist oder nur gut gemeint, sei dahingestellt. Also Vorsicht, dass wir mit einem bestimmten Wimpel Realität schon besonders tief getroffen haben. Dies ist keine Anleitung zur Beliebigkeit, sondern eine Einladung, sich zu positionieren, mit anderen zu streiten im Wissen darum, dass keiner sagen kann: Ich hab's und du bist noch nicht so weit.

Klaus Roth:

Das mit den Wimpeln finde ich eigentlich ganz interessant – eine schöne Metapher – ich habe auch einige davon im Laufe des Lebens erlebt. Ich würde aber Folgendes

sagen: Jede Zeit versucht, Antworten zu geben auf ihre Probleme. Und die Probleme haben sich zum Beispiel seit den 70er Jahren verändert. Wir haben vorhin von Frau Beck-Gernsheim die Statistiken vorgeführt bekommen. Die Herausforderungen haben sich geändert. Zum Beispiel haben sie sich für uns alle vor zehn, inzwischen elf Jahren durch den Fall des eisernen Vorhangs massiv verändert. Da sind plötzlich Dinge in unser Leben gekommen, nicht nur ganz konkret in Form von Menschen, sondern auch der Durchmarsch der Globalisierung. Der Fall des eisernen Vorhangs hat ja nicht nur eine Grenze weggenommen, sondern global das ganze Kräftefeld völlig verändert. Auf diese neue Zeit müssen wir neue Antworten finden. Ich meine, dass wir das vielleicht ein bisschen zu sehr relativieren, Herr Lösch, wenn wir sagen, na ja gut, das mit der Interkulturalität, das ist so ein neuer Wimpel, warten wir nur zehn Jahre, dann geht das vorbei, dann kommt halt der nächste Wimpel. Ich meine, dass es hier um ein bisschen essenziellere Sachen geht.

Nochmal ganz konkret zu dem Fall des Jugendheims von vorhin, wo das Problem mit Kosovoalbanern entstanden ist. Was hier nötig ist, das ist Wissen. Zwei Wissen: das Wissen erstens einmal um die Bedingungen der Aufnahmegesellschaft, der Gesellschaft, in der wir wohnen, in der wir leben, warum diese Menschen in dieser Situation so handeln, wie sie handeln aus der Perspektive unserer Welt. Soziale Deprivation und Staatsbürgerschaftsrecht ist nur die eine Seite der Medaille. Die andere ist der Perspektivenwechsel, in die Kultur, in das Denken, Fühlen, Handeln dieser Betroffenen hineinzugehen. Das ist das, was essenziell ist, dieses interkulturelle Verstehen aus der Perspektive des anderen. Dann zeigt sich nämlich – und



das ist die Kunst – dass es für Kosovo-probleme auch Kosovolösungen geben kann. Für amerikanische Probleme gibt es amerikanische Lösungen. Das heißt Kulturen sind Apparate, die nicht nur Probleme bereithalten, sondern auch Lösungen. Man holt sich interkulturelles Wissen durch einen Kundigen, Kulturkundigen, Albanienkenner, Kosovokenner herein. Das ist das, was heute hauptsächlich in der Wirtschaft gemacht wird. Die Wirtschaft zahlt allerdings sehr viel für dieses kulturelle Know-how.

Clemens Dannenbeck:

Die Wimpel erzeugen ihre eigene Realität. Was hat sich beispielsweise in den letzten zehn Jahren in einem Freizeitheim verändert? Ich greife zwei Aspekte heraus: Gab es vor zehn oder 20 Jahren kein Gewaltproblem oder die Dominanz bestimmter Gruppen? Was sich anhand einer multikulturellen Programmatik in einem fiktiven Freizeitheim geändert hat, ist, dass dort beispielsweise ein türkischer Jugendlicher nur „Chancen“ hat zuzuschlagen in seiner Eigenschaft als Türke. Anders ausgedrückt: Wenn in einem solchen Freizeitheim beispielsweise türkische Jugendliche dominieren, hat dieses Freizeitheim ein Problem als multikulturelles Freizeitheim. Es sind die falschen Jugendlichen da, weil sie nicht homogen sind. Wenn aber in dem Freizeitheim 50 Prozent Männer, 50 Prozent Frauen sind, hat es aus einer geschlechtsspezifischen Pädagogik kein Strukturproblem. Das heißt also, diese Programmatiken stellen die Realität auch mit her.

Harro Honolka:

Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass Identität nicht unbedingt etwas Ärgerliches oder Gefährliches ist. Auch wenn es sich um nationale Identität handelt. Herr Roth sagte, Kulturen haben Vorteile oder schaffen Probleme, bieten aber auch Lösungsmöglichkeiten. So weit es die

deutsche Identität betrifft, bietet sie besondere Lösungsmöglichkeiten, was den Umgang mit Einwanderern angeht. Ich warne davor, in einer antinationalen Attitüde zu übersehen, was sich in den letzten 30 bis 40 Jahren im Denken und Fühlen der Deutschen ereignet hat. Es hat hier ein Erdbeben stattgefunden, den wir in keiner anderen Nation bisher sehen konnten. Inzwischen hat deutsche Identität bei den meisten Deutschen Inhalte und Beziehungen, die genau das erfüllen, was Prof. Keupp sagte: Sie ist in hohem Maße ambivalent. Sie lässt negative Gefühle gegen sich selber zu. Das hängt mit unserer Vergangenheit zusammen. Sie basiert auf Merkmalen, die der Einwanderung durchaus förderlich sind, wie Lebensstil, Verfassungsmerkmalen, Identifikation mit der Demokratie, auch mit dem Föderalismus. Das ist ein ganz starker Inhalt, den die Identifizierung der meisten Deutschen kennzeichnet. Das ist etwas, was Einwanderer auch möchten. Und schließlich beruht die Identität auf der Identifizierung mit dem wirtschaftlichen Wohlstand dieses Landes. Also: Teufelszeug ist das nicht, über das wir hier sprechen, von dem wir uns nur mit Skepsis und mit dem Gefühl der Gefahr distanzieren müssten. Diese Identität bietet Ansatzpunkte für die Verständigung mit Einwanderern.

Was passiert, wenn wir darauf verzichten, an Identitäten zu appellieren? Der Umgang mit der Vergangenheit hängt sehr davon ab, ob man sich zum Beispiel als Deutscher fühlt. Ich misstraue all denen, die nie im Ausland waren, sich als Deutsche gefühlt und sich deswegen geschämt haben. Die Fähigkeit zum kritischen Umgang mit der eigenen Vergangenheit ist ein ganz wichtiges Merkmal der Ambivalenz im Sinne von Herrn Keupp, das dazu führt, dass man mit der Differenz umgehen kann und nicht den Reinheitsgedanken

in den Vordergrund stellen muss. Es ist ein Merkmal, das sehr stark mit nationaler Identifizierung zustande kommt. Deswegen warne ich davor, aus einer Attitüde heraus die ärgerliche Tatsache übersehen zu wollen, dass so etwas existiert.

Heiner Keupp:

Ich fühle mich fast zu 70 Prozent missverstanden. Vor allem von Herrn Roth und Herrn Honolka. Ich glaube, es gibt hier im Raum keinen antinationalen Affekt, der die Geschäftsgrundlage der Veranstaltung wäre. Es wäre nur gut, der Empirie ein bisschen mehr Gewicht einzuräumen. Meine Längsschnittstudie ist die einzige Empirie, die ich jetzt ernsthaft ins Feld führen kann. Wir haben uns mit Heranwachsenden im Alter von 18 bis 26 beschäftigt, von denen nicht ein einziger Professor werden wird. Das waren überwiegend Menschen aus Projekten der berufsbezogenen Jugendhilfe, Jugendliche auf einem mittleren bis unteren Ausbildungslevel. Für all die gilt aber gleichwohl, dass sie nicht in die Betonfassade hineinzementiert werden dürfen, die ich bei ihnen herausgehört habe. Für sie alle gilt, dass sie reflexive Fähigkeiten und Kompetenzen zum Teil in bewundernswertem Umfang haben: Jungen und Mädchen aus Unterschichtfamilien aus den neuen Bundesländern, die mit einer unglaublichen Fähigkeit auch komplizierteste Lebensverhältnisse bewältigen können. Dafür haben wir viele tolle Beispiele. Dann bleibt es natürlich trotzdem richtig, den Blick auf die zu richten, die diese Fähigkeiten offensichtlich nicht in einem Umfang erworben haben, über Kompetenzen und Ressourcen verfügen, die notwendig wären, um eine komplexe, widersprüchliche, belastende Situation auch einigermaßen souverän zu bewältigen. Darauf würde ich den Blick richten. Ich beobachte nämlich, dass das Nationale –



da kommt die Kritik auch immer wieder her – oft einen kompensatorischen Stellenwert bekommt.

Hans Lösch:

Kurz noch zu Herrn Honolka. Ich glaube, das ist mehr als ein Missverständnis, dass wir die Macht hätten auf diesem Podium oder anderswo draußen, zu sagen, ab jetzt ist Nationalität oder Identität auf ethnischer Ebene abgeschafft. So stark würde ich mich nicht fühlen. Auch sehe ich noch keine anderen, die das könnten. Vorhin habe ich versucht, genau diesen Punkt herauszustellen.

Das Schwierige daran ist, dass Nationalität und Ethnizität eine Wucht entfalten – und zwar unabhängig davon, wie jemand dazu steht, wie wichtig Ihnen oder mir diese im Einzelfall sein mögen. Es macht eben einen nicht unerheblichen Unterschied, wer von Staats wegen aufgrund welcher Zugehörigkeit welche Pflichten auferlegt oder welche Rechte zugesprochen bekommt. Auf diesen schlichten, aber harten Sachverhalt wollte ich schon hinweisen: dass es so etwas wie eine ethnische und nationale Verankerung gibt – also Ein-, Ab- und Ausgrenzungen von Menschen nach ihrer Herkunft –, bevor wir unsere Zustimmung dazu erteilen, weil wir danach in der Regel nicht gefragt werden. Das spielt sich sehr wohl auch auf der Ebene von alltäglichen Interaktionen ab. Wenn, wie Herr Dannenbeck vorhin gesagt hat, ein bestimmtes Programm, meinetwegen Interkulturalität oder Multikulturalität, erst einmal durchgesetzt ist, – sicherlich nicht beliebig, das hat schon in einer bestimmten Zeit eine Bedeutung, weil man sich davon Lösungen verspricht –, dann hat das Auswirkungen. Die jeweils Beteiligten und Betroffenen nehmen diese Wimpel auch an und spielen damit. Aber das ist kein Spiel, von dem man sich auch wieder mal verabschieden kann. Es ist nie locker, wenn etwas ethnisch definiert wird.

Ein Beispiel: Wenn zwei Jugendliche, zwei junge Männer sich prügeln, tun sie das als Männer im Kampf um ein Mädchen oder tun sie das als Anführer der jeweiligen Ethnie, beispielsweise als Kurden oder Türken? Das ist eine Frage, die Sie wahrscheinlich schwer entscheiden können. Aber wenn Sie es als eine ethnische Geschichte auffassen, dann sind Sie beschäftigt und werden versuchen müssen, diesen Grundkonflikt aufzudröseln und zu erklären, wie er entstanden ist. Dahinter steht die professionelle Überzeugung, ohne interkulturelles, ethnisches Tiefenverständnis solche Auseinandersetzungen nicht lösen zu können.

Nur praktisch, wie geht man damit um? Es macht einen Unterschied zu sagen, es war eben nur ein Kampf zwischen zwei Kampfhähnen oder: „Du, das hättet ihr wissen müssen – das waren Repräsentanten von zwei verfeindeten ethnischen Gruppierungen!“ Selbst wenn es so wäre, Sie können sich nicht einfach blind darauf einlassen. Jetzt sage ich etwas ganz Banales, aber vielleicht etwas Hilfreiches: Bei uns wird nicht geschlägert! Mit welchem ethnischen Hintergrund und welchem männlichen, chauvinistischen Selbstbild auch immer – es interessiert mich dein kultureller Hintergrund nicht! Hier knüppeln wir uns nicht! Ganz banal, nicht wissenschaftlich begründet, nicht programmatisch, aber vielleicht ein bisschen praktisch!

Isabell Diehm:

Daran anknüpfend: Interkulturelle Pädagogik oder die Programmatik einer interkulturellen Pädagogik ist eben ein Deutungsangebot, das sowohl von Pädagoginnen und Pädagogen genutzt wird, aber auch von den betroffenen Jugendlichen und Kindern. Ethnische Zugehörig-

keiten werden häufig benützt im Sinne einer nachträglichen Legitimierung von ganz anderen Problemen, ganz anderen Dynamiken.

Insofern ist es überaus wichtig, sehr genau nachzufragen, was wir unter Umständen dazu beitragen, indem wir eine solche Programmatik bereitstellen oder wissenschaftlich absegnen – und das wäre dann die Konsequenz, die ich höchst kritisch betrachte oder fürchte – dass vorhandene sozialetnische Ordnungen bestehen bleiben, dass eine Dominanzkultur weiterhin Dominanzkultur bleibt voll umfänglicher Anerkennung von Differenz? Dies hat nichts mit Toleranz zu tun. Ich würde auch Siegmund Baumann nicht unbedingt Recht geben, dass Toleranz die Vorstufe von Anerkennung ist. Voll umfängliche Anerkennung wird auf diesem Weg nicht erreicht. Da bin ich selber hilflos und habe keine schnelle Antwort. Nur, es ist zu fragen: Was tragen wir als PädagogInnen dazu bei, auch wenn es unter Umständen praktisch ist, uns gleichfalls mit einer nachträglich ethnizierenden Legitimation die Gründe oder die Erklärung zu liefern für das, was geschieht?

Klaus Roth:

Herr Keupp, ich möchte ganz kurz auf zwei Punkte antworten. Es war interessant, dass alle oder viele der jungen Leute, die Sie interviewt hatten, aus türkischen Elternhäusern stammten. Das ist eine Beobachtung, die wir auch bei uns an der Universität machen. Ein beachtlicher Teil unserer Studenten, die sich für dieses Thema interessieren, stammt selbst aus sogenannten „hybriden Kontexten“. Sie sind selbst Kinder aus einer biculturellen Ehe, haben selbst schon Ehepartner; das heißt sie sind durch eigene lebensgeschichtliche Erfahrungen mit diesen ganzen Problemen reflexiv umgegangen.

Dann gilt allerdings: Wenn diese Reflexivität durch andere Dinge angestoßen wird,

dann gilt das Bildungsprivileg nicht mehr. Allerdings ist die Frage, ob wir jetzt generell eine gesellschaftliche Reflexivität anstoßen sollen, durchaus eine ambivalente Frage, die mehrere Dimensionen hat. Denn eine zu hohe Reflexivität führt ja auch in manchen Gruppen zu überstarker Hinwendung zur Vergangenheit – Fundamentalismus war das Stichwort. Es ist ein Feuer, mit dem man spielen kann. Das haben wir als Erfahrung festgestellt.

Noch ein anderer Aspekt, Bezug nehmend auf das Jugendheim, auf Differenz. Ich hatte vorhin zwei Perspektiven erwähnt. Die Perspektive, die nach den Ursachen in der hiesigen Gruppe und Gesellschaft fragt. Sie haben dafür plädiert, diese ethnisierte Betrachtungsweise nicht anzuwenden, sie auszuschalten. Ich würde sie nicht als ethnisierend betrachten, ich würde es als einen verstehenden Ansatz bezeichnen. Ich möchte verstehen, warum der junge Mann so reagiert hat und nicht so. Bei diesem verstehenden Ansatz kann interkulturelles Wissen nützlich sein. Es kann aber auch dazu führen, klipp und klar zu erkennen: Der hat da reagiert, weil er von dem und dem beleidigt wurde – das ist gar kein kultureller Grund! Wir versuchen also in der interkulturellen Kommunikation ohne weiteres auch den negativen Beweis. Es muss nicht alles ethnisch sein, nicht alles kulturell sein, sondern es kann so sein – ich bin durch meinen verstehenden Ansatz darauf vorbereitet.

Susanne Ulrich:

Ich arbeite am Zentrum für angewandte Politikforschung und würde zum Thema Toleranz gerne Bezug nehmen auf Frau Diehm. Ich glaube, es gibt 150 Kulturdefinitionen, aber auch 150 Toleranzdefinitionen. Ich plädiere für einen modernen Toleranzbegriff. Unser Projekt „Erziehung zu Demokratie und Toleranz“ macht es selbstverständlich, dass ich dafür bin. Wir

haben versucht, Toleranz so zu definieren, dass man dazu erziehen kann. Dabei haben wir herausgefunden, dass es so etwas gibt wie „Scheintoleranz“ – das ist wohl auch das, was Sie anprangern.

Wenn man das unterscheidet, kann man auch zu wahrer Toleranz erziehen. Denn deren Motivation sehen wir in Anerkennung des gleichen Rechts auf freie Entfaltung. Wenn ich aus dieser Motivation heraus handle, dann ist es offensichtlich Toleranz. Wenn aber die Motivation eine Kosten-Nutzen-Analyse ist, vielleicht weil ich dulde oder weil ich unterlegen bin, versuche ich einen Konflikt zu vermeiden. Dann halten wir das für Scheintoleranz und das ist sicher der häufigste Fall. Dazu sollte man nicht erziehen, aber eben zur Toleranz, zur Anerkennung.

Goethe sagte, Dulden heiße beleidigen und Anerkennung sei der Begriff, der zählt. Auch zu in dem Sinne verstandener Toleranz kann man erziehen.

Isabell Diehm:

Warum sagen Sie dann nicht Anerkennung? Das verstehe ich nicht. Wenn ich immer erklären muss, dass es nicht Scheintoleranz, sondern Anerkennung ist, was ich mit Toleranz meine, sage ich besser gleich Anerkennung.

Harro Honolka:

Zum Kern der Sache führt folgende Frage, die Frau Diehm gestellt hat: Was passiert eigentlich, wenn wir Deutsche als Deutsche, Türken als Türken, US-Amerikaner als US-Amerikaner ansprechen in der migrationspolitischen Debatte? Wäre das wirklich so schlimm?

Ich zitiere sinngemäß aus einem Papier von Herrn Brettmeister, einem Entwurf zu einem kommunalpolitischen Programm, wo er sagt: **„Ethnische Grenzziehungen veranlassen Menschen, eigene und fremde Kulturen zu vergleichen, zum**

Beispiel höher, besser, inferior, abzugrenzen und ethnozentrisch zu bewerten.“ Ist das die zwangsläufige Folge eines solchen Sprachgebrauchs? Die Wirklichkeit ist doch viel komplexer. Müssen nicht politische, soziale Konstellationen dazukommen, damit solche Dinge eintreten? Wir müssten doch gar nicht solche ideologischen Scheuklappen haben beim Gebrauch solcher Dinge, weil die meisten Menschen denken: Ich bin Deutscher, ich bin Türke, ich bin US-Amerikaner usw. Das zeigen ja alle Umfragen. Was würde aber passieren, wenn wir darauf in der migrationspolitischen Debatte ganz verzichten würden?

Ein Aspekt, der heute noch nicht genannt worden ist: Sie alle kennen das Problem, dass sich in der Bundesrepublik ein gewisser Sympathisantenkreis der rechtsradikalen Szene breit macht. Still, klammheimlich zum Teil, zum Teil aber auch manifest. Es gibt qualitative Studien, die zeigen, dass dieser Sympathisantenkreis teilweise aus Bürgerinnen und Bürgern besteht, die Angst haben, dass in diesen migrationspolitischen Diskussionen, unter dem Druck der Einwanderung, unter den Problemen, die damit auch entstehen, Interessen, eingebildete Interessen, als eingebildete Deutsche nicht berücksichtigt werden von den Politikern. In dem Maße, in dem wir über Einwanderungspolitik sprechen und nicht nur Friede, Freude, Eierkuchen bereden wollen, müssen wir auch über Probleme sprechen; dann kommen Parteilichkeiten und Interessen ins Spiel, Betroffenheiten, Benachteiligung, Bevorteilung – und wenn man da nicht von Deutschen wie von Türken oder vom Kroaten oder wem auch immer spricht, fühlen sich Menschen nicht angesprochen, nicht von der Politik, nicht in ihren Interessen vertreten, und wandern



zu denen ab, die sie beim Namen nennen und vorgeben, ihre Interessen zu vertreten.

Isabell Diehm:

Wir müssen unterscheiden, ob wir von Politik sprechen, von politischen Verhältnissen, oder von Fragen, die Erziehung angehen, oder von Erziehungskonzepten und -programmatiken. Es regt mich auf, dass wir in einer Zeit von zunehmenden rechts-extremistischen Gewalttaten immer wieder als Rezept zu hören bekommen: Es geht darum, zu Toleranz zu erziehen, und die Formel heißt: Ausländer müssen toleriert werden.

Nach meinen vorherigen Ausführungen sind an diese Forderungen bestimmte Identitätskonstruktionen geknüpft, wenn man vom Konzept der Scheintoleranz herkommt, und das halte ich im Bereich der Erziehung für hochproblematisch. Lassen Sie uns im Umgang mit nationalen Kategorisierungen unterscheiden, ob wir von Erziehung oder von Politik sprechen.

Hans Lösch:

Auf die Hoffnung hin, dass es jetzt ein wenig unfreundlicher wird, möchte ich sagen: Herr Honolka, weil Sie zum wiederholten Mal so getan haben – dies kann nichts mit Hören zu tun haben, wohl eher mit dem Nicht-Hören-Wollen –, dass hier irgendjemand noch einmal das Wagnis unternommen hätte, auf Nationales, Ethnisches verzichten zu können. Es geht schlicht nicht! Es ist auch kein Teufelszeug. Nochmals, wie kommen Sie eigentlich darauf, uns dazu anzuhalten, uns als Deutsche zu

fühlen, uns als Deutsche zu bekennen? Das können wir alle, wir tun es doch ununterbrochen! Nur die Unterstellung, dass damit ein und dasselbe gemeint sei, das ist der Wahnsinn! Also, noch einmal der ganz schlichte Hinweis, wir dürfen nicht so tun, wenn ein Türke qua Pass Türke, ein Deutscher qua Pass Deutscher, etwas sagt über sich und Deutschland, dann ist das nicht eindeutig als Repräsentation eines Deutsch-Seins, eines Türkisch-Seins, eines Kurdisch-Seins zu verstehen. Es tut sich hier wiederum eine Riesenspannung auf: Er sagt es als Mann, als Akademiker, als jemand, der Migräne hat. Gefährlich ist die Unterstellung, das seien identische Wesenheiten, wenn Sie sagen, wir müssen doch deutsch sein, z.B. wegen der Vergangenheit. Ich verbinde vielleicht etwas anderes und auch unterschiedlich Reflexives mit Auschwitz als Sie. Es ist nicht immer dasselbe, was wir damit verbinden, weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit. Wir ziehen unterschiedliche Schlüsse daraus und allein das ist doch ein Hinweis, dass diese Deutschen, diese Ausländer und wer immer dazwischen ist – die deutschen Ausländer und die ausländischen Deutschen – sich sehr unterscheiden und nicht umstandslos auf einen identischen Kern, auf gleiche nationale oder ethische Wurzeln zurückgeführt werden können.

Winfried Krüger:

Wir sind am Schluss angekommen. Ich möchte mich noch einmal auf Herrn Keupp beziehen, der gesagt hat: Die traditionelle Identitätspolitik ist am Ende. Der globale Wandel ist sehr rapide, die individuellen und die gesellschaftlichen Ressourcen zur Entwicklung neuer Identitäten sind vielleicht noch nicht da.

Wir befinden uns in einer Zwischenphase und das reflektiert vielleicht auch unser heutiges Ergebnis. Vielleicht ist diese Zwischenphase auch noch in der Weise zuge-

spitzt, dass wir uns selbst über die Ausgangsannahmen von Herrn Keupp nicht verständigen können; auch da gibt es unterschiedliche Vorstellungen. Solange wir uns in dieser Zwischenphase befinden, wird das Thema aber auf jeden Fall weiter wie Roulette sein und wir werden uns sicher wieder treffen.

Rudolf Brettmeister:

Ich mache keine Zusammenfassung, ich gebe kein neues Statement ab, ich eröffne keine neue Diskussion – ich bedanke mich bei Ihnen recht herzlich!

Und ich bedanke mich ganz besonders bei denen, die diese Tagung geplant, vorbereitet und begleitet haben: Frau Geiger vom Kreisjugendring, Frau Dellner-Aumann von der Stelle für interkulturelle Zusammenarbeit und Cumali Naz, dem Vorsitzenden des Ausländerbeirats. Recht herzlichen Dank! Auch Ihnen auf der Bühne natürlich recht herzlichen Dank, dass Sie sich dieser Diskussion gestellt haben. Sie wird uns weiter bewegen!



auf einen identischen Kern zurückgeführt werden.



Literatur

- **Atabay, Ilhami (1994):**
Ist dies mein Land? Identitätsentwicklung türkischer Migrantenkinder und -jugendlicher in der Bundesrepublik. Centaurus-Verlag, Pfaffenweiler.
- **Bader, Veit-Michael (2001):**
Kultur und Identität: Essentialismus, Konstruktivismus oder Kritischer Realismus? In: Rademacher/Wiechens (Hg.): Geschlecht. Ethnizität. Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Leske + Budrich, Opladen.
- **Baumann, Zygmunt (2000):**
Die Krise der Politik. Fluch und Chance einer neuen Öffentlichkeit. Hamburger Edition.
- **Beck-Gernsheim, Elisabeth (1999):**
Juden, Deutsche und andere Erinnerungslandschaften. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/Main, Edition Zweite Moderne.
- **Dannenbeck, Clemens/Eßer, Felicitas/Lösch, Hans (1999):**
Herkunft erzählt. Befunde über Zugehörigkeiten Jugendlicher. Waxmann-Verlag, Münster. Interkulturelle Bildungsforschung, Bd. 4.
- **Diehm, Isabell/Radke, Frank-Olaf (1999):**
Erziehung und Migration. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart.
- **Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.) (1997):**
Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M.
- **Keupp, Heiner u.a. (1999):**
Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Rowohlt Taschenbuch-Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- **Mainzer Universitätsgespräche, Sommersemester 1998:**
Interkulturalität. Grundprobleme der Kulturbegegnung. (Vorträge von Drechsel, Paul/Kramer, Dieter/Kuschel, Karl-Josef/Mall, Ram A./Riedel, Wolfgang/Rüsen, Jörn/Schneider, Notker/Schoen, Ulrich/Thomas, Alexander/Waldenfels, Bernhard/Welsch, Wolfgang/Wierlacher, Alois) Studium generale der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.
- **Mecheril, Paul (1996):**
Kulturkonflikt oder Multistabilität? Zugehörigkeitsphänomene im Kontext von Bikulturalität. In: Kreisjugendring München-Stadt (Hg.): Multikulturalität in den Metropolen. Eigenverlag München.
- **Reese-Schäfer, Walter (Hg.) (1999):**
Identität und Interesse. Der Diskurs der Identitätsforschung. Leske + Budrich, Opladen.
- **Roth, Klaus (Hg.) (1996):**
Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und interkulturelle Kommunikation. Waxmann-Verlag, Münster. Münchner Beiträge zur interkulturellen Kommunikation, Bd. 1.
- **Taylor, Charles (1993):**
Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main.
- **Thomas, Alexander (Hg.) (1993):**
Kulturvergleichende Psychologie – Eine Einführung. Hofgrefe-Verlag für Psychologie, Göttingen.

Impressum

Dokumentation der Fachtagung

„Baustelle Identität. Zu Sanierungsarbeiten an einem beschädigten Konstrukt“
am 8. März 2001

Eine Kooperationsveranstaltung von

- Ausländerbeirat der Landeshauptstadt München
- Kreisjugendring München-Stadt
- Landeshauptstadt München, Direktorium, Stelle für interkulturelle Zusammenarbeit

Herausgeberin:

Landeshauptstadt München
Stelle für interkulturelle Zusammenarbeit
Burgstraße 4
80331 München
Tel. (0 89) 2 33-2 28 16
Fax (0 89) 2 33-2 50 91
E-Mail angela.dellner-aumann@muenchen.de
Projektbetreuung: Angela Dellner-Aumann

Text und Redaktion:

Dr. Ros Sachsse-Schadt

Layout und Schlussredaktion:

Konzept 139, München, Tel. (0 89) 5 02 60 50

Druck:

Landeshauptstadt München, Direktorium

September 2001

1. Auflage